Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Neunter Jahrgang. Band 1. 2

Im Schuldbuch des Hasses.

Roman in zwei Bänden

von

Georges Ohnet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

E. Wulkow.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

An einem nebligen und kalten Dezembermorgen saßen in dem Salon einer hübschen, vor Toulon an der Seynerlandstraße gelegenen Villa vor einem behaglichen Kaminfeuer sieben Herren, von denen der älteste kaum vierzig Jahre alt sein mochte. Sie hatten sich soeben von einem Spieltisch erhoben, dessen Arrangement darauf hindeutete, daß die Partie später wieder aufgenommen werden sollte. Es schlug zwölf Uhr und der Hausherr, Chefarzt der Marine, hatte seine Gäste einen Augenblick allein gelassen, um nachzusehen, ob das Frühstück noch nicht bereit sei. Die Sonne zeigte sich nur schüchtern zwischen grauen Wolken hervor, und Schneeflocken trieben in der eisigen Luft des Mistrals umher, der die schwanken Zweige der Tamarisken fast bis zur Erde herniederbog, durch die Mimosen und Olivenbäume strich und sich den Bewohnern der Provence empfindlich auf die Nerven legte. Ein junger Mann in der Uniform eines Marinelieutenants stand am Fenster und klopfte, während seine Blicke über den Garten hinwegschweiften, mechanisch gegen die Scheiben.

„Nach was schauen Sie denn aus, Listel?“ fragte einer der Rauchenden, indem er seine ausgegangene Cigarette ins Feuer schleuderte.

„Nach nichts, mein Bester.“

„Also — an was denken Sie?“

„An nichts.“

„Das ist der erste Schritt zum Glück. Ich für meinen Teil aber habe Hunger.“

„Der wird wohl bald befriedigt werden. Houchard ist eben hinausgegangen, um in der Küche Inspektion zu halten und um seinem Koch die letzten wichtigen Anweisungen zu geben.“

„Es scheint, wir bekommen heute die berühmte Turbot- und Hummersuppe vorgesetzt.“

„Sie wissen doch, daß Roubion behauptet, diese Suppe schmecke nur aus Meerskorpionen, Rotbart und Salmbörs gut?“

„Dann weiß er nicht, was er sagt!“ rief ein wohlbeleibter Herr aus, der, während er zur Thür hereintrat, einen appetitreizenden Geruch aus der Küche mit hereinbrachte.

„Houchard, du erinnerst mich an die Götter des Altertums, die nach Ambrosia dufteten. Du riechst übrigens nach Trüffeln; das ist vielversprechend!“

„Es gibt welche in Champagner gekocht. Aber um auf Roubions Behauptung zurückzukommen ...“

„Darüber kannst du dich beruhigen; wir sind deines Sieges ja im voraus sicher. ... In kulinarischen Dingen reicht dir ja keiner das Wasser. Du bist der geborne Koch. Und wenn du von deiner Familie nicht zur Pflege der Gesundheit deiner Mitmenschen bestimmt worden wärest, deine Talente hätten dich dahin geführt, ihnen mit deinen saftigen Speisen den Magen zu verderben.“

„Spotte nur! Ein gewisses Huhn mit Reis wird mir nachher schon die nötige Genugthuung verschaffen ...“

„Sei ums Himmels willen still, sonst fehlt mir die Kraft, auch nur noch eine Sekunde länger zu warten!“

„Eine Viertelstunde dauert es schon noch ... übrigens sind wir ja noch gar nicht vollzählig.“

„Was für ein schreckliches Wetter!“ sagte einer der Gäste, der an Lieutenant Listels Stelle ans Fenster getreten war. Wir scheinen einen tüchtigen Schneefall zu bekommen.“

Der Himmel hatte sich vollständig mit Wolken bezogen, die Schneeflocken fielen immer dichter in der eisigen Winterluft, und in wenigen Minuten war der Garten ganz mit Weiß bedeckt.

„Und da gibt es Kranke, die sich eigens aus Paris hierherbemühen, um dann zu frieren!“

„Die reine Nordpolfiliale!“ brummte einer der Anwesenden.

All diesen Bemerkungen wurde durch das Oeffnen der Salonthüre ein Ende gesetzt, auf deren Schwelle ein junger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem das Gesicht umrahmenden blonden Vollbart, grauen Augen und einem lachenden Munde erschien. Sein Anzug verriet, trotz äußerster Eleganz, an hundert kleinen Einzelheiten den in Civil gekleideten Offizier. Er drückte rasch den Thürflügel hinter sich zu, als wolle er den Ausblick ins Vorzimmer verhindern.

„Da ist ja Bürel. ... Bald hätten wir auf dich warten müssen, Trödler du!“

„Ich habe eine triftige Entschuldigung. ... Ratet einmal, wen ich euch mitbringe!“

„Wenn es das gute Wetter ist, heißen wir es willkommen!“

„Es ist etwas viel Besseres, denn das schöne Wetter läßt sich nicht allzuviel bitten; es trutzt nicht lange in der Provence. Aber den Freund, den ich draußen habe, wiederzusehen, darauf konntet ihr nicht mit derselben Bestimmtheit rechnen.“

Bei diesen Worten öffnete der neue Gast die Thür in ihrem vollen Umfang und ließ einen Mann von mittlerer Größe, im Uniformsmantel, mit wettergebräunten und von Strapazen übermüdeten Zügen an sich vorüber. In einem Augenblick veränderte sich die Scene im Salon. Der Doktor sprang aus seinem Fauteuil auf, die andern alle erhoben sich, und wie aus einem Munde erscholl erfreut der erstaunte Ausruf: „Ploërné!"

„Ja, meine Freunde, Ploërné, den ich eben auf der Schwelle der Marinepräfektur aufgelesen habe und euch zum Frühstück mitbringe, das heißt, wenn er euch als Gast recht ist."

„Was für eine Frage!"

„Woher kommen Sie, lieber Ploërné?"

„Seit wann bist du in Toulon?"

„Bleibst du jetzt für immer hier?"

„Geht es dir gut?"

Der Fremde stand unter diesem Kreuzfeuer von Fragen, mit einem milden Lächeln um den Mund, unbeweglich mitten im Salon, ohne Anstalt zu treffen, seinen schweren Ueberrock abzulegen. Aber seine Freunde bemühten sich bald um ihn, nahmen ihm die Mütze, den Säbel, den Mantel ab und ließen ihn dann in dem Galaanzug, in dem er sich seinem Chef hatte vorstellen wollen, neben dem Kamin stehen, während er sie der Reihe nach mit seinen weich gewordenen Blicken musterte.

„Ja, es geht mir recht gut, trotzdem ich meiner Gesundheit halber von drüben beurlaubt bin. Ich landete heute früh in Toulon, auf der „Provence", einem Postschiff der Orientalischen Gesellschaft, das direkt aus Shanghai kommt. Und ich bin für immer zurückgekehrt."

„Und die Kameraden hast du hoffentlich alle in bestem Wohlbefinden verlassen?"

„Nicht im allerbesten. Der Dienst war schwer und der Feldzug nicht vom Glück begünstigt; wir haben eine Unzahl Leute eingebüßt."

„Waren Sie mit Marchand zusammen?"

„Ja. Er ist in Formosa an der Cholera gestorben."

„Und Briqueville?"

„Bei Fou-Tschéou gefallen."

„Und Darner?"

„Am Typhus in Hanoi gestorben."

„Und Serrurier und Bonet?"

„Tot!"

Ein unheimliches Schweigen folgte diesen Mitteilungen. Keiner wagte mehr an den Unglücksraben aus dem Lande der Trauer eine Frage zu richten; schien es doch, als ob die unheilvolle Bezeichnung „tot" sich jedem Namen, den sie nannten, anheften sollte. Alle diese tapfern, gefahrgewohnten Soldaten, die um Ploërné herumstanden, starrten ihm mit schreckerfüllten Augen ins Gesicht.

„Aber sieh 'mal, Alter," unterbrach der Lieutenant Listel die düstere Stimmung, „du kehrst uns ja mit den fünf Tressen zurück!"

„Ja," erwiderte der Angeredete mit schüchterner Stimme, als fürchte er, diejenigen seiner Kameraden zu kränken, die er überholt hatte. „Nach meiner schweren Verwundung schlug mich der Admiral vor und ich wurde befördert."

Bei dem Worte „der Admiral" legte sich ein Schatten auf die Gesichter der Offiziere.

„Warst du mit ihm, Ploërné?"

„Ja. Er ernannte mich an Desvarennes' Stelle zu seinem Adjutanten."

„Warst du zugegen, als er starb?"

„Ja. Ich war von meiner Verwundung genesen und

schon wieder an Bord des Geschwaders. Der Admiral ist in meinen Armen verschieden."

„Was er aus der Flotte gemacht hat, ist großartig!"

„Er war ein Genie ersten Ranges und das Vertrauen, das er genoß, war unerschütterlich. Hätte er zu seinen Leuten gesagt: ‚Entern wir den Himmel!‘ sie hätten ihm zugerufen: ‚Gott mit uns!‘ und hätten sich daran gemacht, seinen Befehl auszuführen. Nichts war ihm unmöglich, und der Sieg gehorchte seinem Willen. Die Marine hat einen unersetzlichen Führer an ihm verloren."

„Und du einen guten Vorgesetzten."

„Ach, meine Freunde, der äußere Verlust, den ich an ihm erlitten habe, ist im Vergleich zu dem innern gering. Dieser Mann wird meinem Herzen mehr, als meinem Ehrgeiz fehlen, da ich aus der Marine ausscheide, denn wenn ich vorhin erwähnte, daß ich für immer zurückkehre, so will ich damit sagen, daß ich um meine Entlassung einkommen will."

„Was! Bist du verrückt! Mit zweiunddreißig Jahren, und wenn man es schon so weit gebracht hat! Mit fünfundvierzig Jahren hast du die Sterne. Und auf eine so glänzende Zukunft willst du verzichten?"

„Ja," erwiderte Ploërné mit der ihm eignen milden Festigkeit. „Ich verzichte auf alles, was das Leben mir noch an Ehren bieten könnte ... aber das Opfer, das ich bringe, wird mir nicht schwer; ich tausche dafür ein sicheres Glück ein."

„Also, du Schwerenöter, willst dich wohl verheiraten! Denn doch nur um einer Frau willen läßt ein Seemann, wie du einer bist, das Meer im Stich.... Wenn du verliebt bist, thust du recht daran. Unser Beruf fordert viel von uns — alles; man muß sich ihm ganz hingeben, und der Seemann, der während eines Sturmes oder angesichts des Feindes einen andern Gedanken, eine andre Sorge hat, als das

Wohl seines Fahrzeugs und der Mannschaft, die er kommandiert, der wird unsicher und ängstlich werden. Unser Herz muß ganz unserem Schiffe gehören, sonst sind wir schlechte Führer. Du hast recht, Ploërné, daß du nicht zwei Herren dienen willst. Diejenige aber, der du diesen großen Beweis von Zärtlichkeit gibst, muß sehr schön sein, denn du liebtest das Meer nicht wenig."

„Ja, sie ist schön und des Verzichtes, den ich um ihretwillen leiste, vollauf wert. Wenn ihr sie einmal kennen werdet, wird es euer aller Ansicht sein, daß trotz des Anscheins, den es hat, als brächte ich ein Opfer, ich wenig gebe, um viel dafür zu empfangen."

„Es ist eine Ausnahme, wenn jemand mit seinem Schicksal zufrieden ist. Du bist es, und das erregt unsre Bewunderung!"

„Meine verehrten Freunde," unterbrach der Doktor endlich den Redestrom seiner Gäste. „Ueber der Freude des Wiedersehens wollen wir aber die eigentliche Veranlassung unsrer Zusammenkunft nicht vergessen — das Frühstück."

„Da sieht man einmal wieder den Materialismus der Herren Mediziner! Wenn wir ganz Herz sind, ruft er uns den Magen ins Gedächtnis!"

„Es ist aber wirklich gleich halb ein Uhr. ... Erwarten wir eigentlich noch jemand?"

„Den Marquis Girani."

„Der hat sich wahrscheinlich in Monte Carlo vergessen und wird gestern gar nicht mehr nach Hause gekommen sein."

„Gehen wir immerhin zu Tisch ..." und Houchard klingelte und befahl dem eintretenden Diener, anrichten zu lassen.

In zwangloser Reihe begaben sich die Gäste in den Speisesaal. Ihr Wirt war ein Feinschmecker wie er im Buche steht. Schon die Art, wie die Tafel gedeckt war,

mußte einem diese Ueberzeugung aufdrängen. Vor einem jeden Couvert befanden sich Gläser in allen Abstufungen und Formen, vom kleinsten Glas für den Chateau-Yquem an bis zu dem hohen, schlanken Champagnerkelch; auch das halbgroße Burgunderglas und das gelbliche für den Rheinwein fehlte nicht. Der Tisch war trotz der Wintersaison mit Blumen übersät; gedeihen doch in jenem gesegneten Himmelsstrich sogar die duftenden Kinder des Lenzes unter dem Schnee. Ein Bündel Krebse bildete das Pendant zu einer enormen Ganzleberpastete, und Kaviar machte bunte Reihe mit rosaroten Krabben.

Die Sonne, die durch die Wolken hindurchbrach, warf ihre Reflexe in den Saal und spielte auf dem Krystall und auf dem Silber. Alles bot einen anziehenden, heiteren Anblick, erfreute das Auge und reizte den Gaumen.

„Nehmen Sie Platz, meine Herrn," sagte Houchard mit feierlicher Würde. „Beginnen wir unsre Sitzung, und zum Kuckuck mit allen Nachzüglern!"

„Nachzügler? Die gibt es hier nicht!" erwiderte da eine wohlklingende, tiefe Stimme.

Und ein eleganter junger Mann mit lebhaften Manieren trat lachend auf den Herrn des Hauses zu.

„Ah, Girani, da sind Sie ja! Schütteln Sie allen die Hand, dann setzen Sie sich aber. Zu viel Höflichkeitsfloskeln würden uns aufhalten. Nur Herrn von Ploërné muß ich Ihnen vorstellen. Erlauben Sie, lieber Freund — der Marquis Girani ... So, nun aber keine Umstände mehr; geben wir uns jetzt ganz den Genüssen der Tafel hin!"

Der neuhinzugekommene Gast verneigte sich liebenswürdig und nahm dann seinen Stuhl zwischen dem Doktor und Lieutenant Listel ein. Ploërné, der am andern Ende des Tisches saß, betrachtete den Italiener neugierig. Dieser war der einzige unter der Tafelrunde, den er nicht kannte,

und der einzige Civilist unter den Eingeladenen des Doktor Houchard. Er war der einzige Fremde unter den französischen Offizieren. Von vornherein mißfiel dem Kapitän die Anwesenheit des jungen Mannes, dessen große Intimität mit seinen Freunden ihm unnatürlich erschien. Der Marquis hielt, trotzdem er schon zweimal den auf ihn gehefteten Blicken Ploërnés begegnet war, diese Prüfung aus, ohne ihr die geringste Bedeutung beizumessen. Er fühlte sich ganz zu Hause, war heiter, gesprächig, freundlich und liebenswürdig mit seinen Tischgenossen, aß mit gutem Appetit und lachte mit einem reizenden Freimut über das, was die andern sagten, und auch über das, was er selbst sagte.

Er war ein sehr hübscher Bursche, mit dem dunkeln Teint des Südländers, mit braunen, für einen Mann fast zu schmachtend blickenden Augen, mit einer Reihe schneeweißer Zähne und einem wohlgepflegten Schnurrbärtchen. Seine von krausem schwarzen Haar umrahmte, kühn geformte Stirne verwischte den etwas weibischen Eindruck wieder, der in seiner Physiognomie lag. Er sprach französisch ohne Accent, aber mit jener näselnden Uebergeläufigkeit, die den Neapolitanern eigen ist. Trotz seiner Lebhaftigkeit aber schien er sich zu überwachen, und wenn er auch an ihn gerichtete Fragen ausführlich und bereitwilligst beantwortete, so machte es doch nie den Eindruck, als suche er die Konversation zu beherrschen.

Nachdem er das Aeußere des Marquis einer genauen Prüfung unterworfen hatte, wollte Ploërné auch einiges über dessen sociale Stellung erfahren. Er neigte sich deshalb zu seinem Nachbar hin, zu dem großen, blonden jungen Manne, der ihn mitgebracht hatte, und fragte in leisem Tone: „Wer ist denn eigentlich der Italiener?"

„Wer? Nun der Marquis Girani."

„Das sagt mir nichts, der Marquis Girani . . . Woher kommt er? Was treibt er hier? Woher kennt ihr ihn?"

„Na, das nenne ich einmal neugierig sein! Du hältst ihn am Ende für einen Spion?"

„Wer kann es wissen?" erwiderte der Kapitän ernst. „Sind wir etwa in Frankreich seit dem Kriege nicht geplagt genug damit?"

„Bester Freund, der Marquis ist ein zu großer Lebemann, um an andres, als an sein Vergnügen zu denken. Er liebt die Weiber, das Spiel und eine gute Mahlzeit zu sehr, um sich mit schwarzen Plänen zu tragen. Schwer zu ergründende Gemüter haben kein so impulsives und heiteres Temperament, und Verschwörer laufen nicht beständig dem Vergnügen nach. Wo zum Kuckuck sollte der Junge da Platz in seinem Gehirn für einen ernsthaften Gedanken hernehmen. Er will weiter nichts, als lustig sein."

Und im selben Moment erscholl ein so lustiges, knabenhaftes Lachen aus dem Munde des Italieners, daß es schien, als gebe er sich besondere Mühe, diese Auffassung zu bestätigen.

„Steht ihr schon lange in Beziehungen mit ihm?"

„Seit Anfang dieses Winters. Wir haben ihn in Monaco kennen gelernt, während wir in Villafranca vor Anker lagen. Listel, der sich beim trente et quarante ausgegeben, aber bis auf den letzten Heller ausgegeben hatte, wußte nicht mehr, wie er an Bord seines Schiffes zurückkommen sollte. Der Marquis Girani, der mit ihm am selben Tisch gespielt und seine Verlegenheit durchschaut hatte, stellte sich ihm aufs liebenswürdigste zur Verfügung. Listel fuhr im Wagen bis Nizza und nahm den Marquis dorthin mit. Bald darauf stattete er ihm eine Dankvisite ab, und Girani erwiderte ihm den Besuch. Kurz, der nette junge Mann gefiel uns und wir wurden Freunde. Ich glaube, er kann

ohne uns gar nicht mehr fertig werden; wenigstens schließt er sich uns bei jeder Gelegenheit an.“

„Ihr scheint allesamt an Bord des Geschwaders recht vertrauensselige Menschen zu sein,“ meinte Ploërné ironisch.

„Und ihr recht mißtrauische in China!“

„Jedenfalls ist dies das Sicherere.“

„Aber, ich bitte dich, hier und mitten im Frieden!“

„Alle Wetter! Gerade mitten im Frieden bereitet man den Krieg vor. Und mit solchen Giranis und mit der Gastfreundschaft und der blinden Gutmütigkeit von ein paar Land- oder Marineoffizieren kann sich Italien Auskunft über unsre Maßregeln zur Verteidigung der Alpen und über die Anzahl der Geschütze unsrer Flotte verschaffen.“

„Als ob die Zahl unsrer Geschütze so schwer zu ermitteln wäre! Man braucht nur eine Kahnfahrt durch den Hafen zu machen und sie zählen!“

„Das ist richtig. Was man aber nur in eurer Gesellschaft erfährt, das sind unsre Befürchtungen, unsre Hoffnungen, unsre Pläne und unsre Aussichten. Ich weiß, daß ihr nicht indiskret seid. Absichtlich werdet ihr selbstverständlich nichts verraten. Aber da entschlüpft euch gelegentlich ein Wort, das an und für sich gar keine Bedeutung hat, das aber, mit einem vom vorhergehenden Tag in Zusammenhang gebracht, Sinn bekommt. Und von Wort zu Wort, von Tag zu Tag lernt ein dem Anschein nach harmloser, in Wirklichkeit jedoch schlauer Mensch, wie dieser Girani, so viel, daß er über die Mobilmachung der Flotte und über die Ernennung ihrer Befehlshaber mitreden kann, wie unsereiner, und all dies greift er bei einer Partie Whist oder bei einem Champagnergelage auf.“

„Zum Teufel!“

„Ich sage dir das nur,“ fügte Ploërné hinzu, als er seinen Freund etwas außer Fassung kommen sah, „ohne

behaupten zu wollen, daß meine Vermutungen in diesem Falle zutreffen. Euer Freund ist vielleicht durch und durch Ehrenmann und denkt, wie du annimmst, nur an seine Unterhaltung und an ein lustiges Leben. Aber es könnte ebenso gut anders sein, ohne daß ihr nur eine Ahnung davon hättet. Wir Tonkinesen, wie wir uns nennen, sind arge Schwarzseher; wir haben zu viel gelitten!"

Das Mahl war nun an dem Punkte angelangt, wo der schon gestillte Hunger eine liebevolle Vertiefung in die gastronomischen Genüsse gestattet. Doktor Houchard, der seinen Gästen eine kleine Frist gewähren und eine gesundheitsfördernde Pause eintreten lassen wollte, begann eine allgemeinere Konversation einzuleiten, indem er sich an Ploërné wandte.

„Sie scheinen einen schweren Dienst in den chinesischen, während der schlechten Jahreszeit so gefährlichen Meeren gehabt zu haben? Wie stand es mit den Schiffen selbst?"

„So gut als möglich," erwiderte der junge Mann. „Sie wissen ja, was der Befehlshaber wert ist, das ist sein Fahrzeug wert. Unsre Schiffe bewährten sich, wie die neuesten Panzerfregatten, trotzdem man sie nach beendetem Kriegszug zum alten Eisen werfen kann. Die Belagerung von Formosa war schrecklich. Tage und tagelang kreuzten wir umher, bei einem Wetter, wo man keinen Hund hinausjagen sollte, und ohne eine andre Hoffnung, als daß wir am kommenden Tag dieselbe harte Arbeit, wie am Tag zuvor, wieder von vorn würden anfangen müssen. Da gab's weder Rast für die Mannschaft, noch auch nur einmal die Möglichkeit, den Anker auszuwerfen! Immer auf den Wellen, immer unter freiem Himmel, angesichts der verfluchten Küste, und ringsum nur Sturm, Wasserhosen, peitschende Wogen, daß man hätte meinen sollen, alles müsse in Stücke gehen. . . . Und an Bord die Ruhr; man nannte

es die Ruhr, aber unter uns gesagt — es war die Cholera. Keine Woche verstrich, wo sie nicht mehrere unsrer tapfern Soldaten forderte, und wenn wir des stürmischen Wetters halber nicht landen konnten, ward in Gegenwart der ganzen Mannschaft eine Messe gelesen. Dann ließ man die Leiche durch eine der Stückpforten hinab, und unten versank sie in der wogenden Tiefe, die ihr klagendes Wiegenlied dem Schlafe der Toten und dem Wachen der Lebenden sang. So haben wir viele verschwinden sehen, und auf dem Meere und dem Lande haben wir unsre Opfer gelassen. Immer neue Matrosen ersetzten die alten. Glücklich diejenigen unter den Unbemittelten, die von Feindeshand starben, denn die Witwen von denen, welche den Strapazen und Krankheiten erlagen, erhalten nicht die volle Pension. Ja, meine Freunde, zwischen dem Unglücklichen, den die Cholera oder der Typhus Tausende von Meilen von der Heimat entfernt dahinrafft, und dem, der von einer Kugel oder einem Granatsplitter getroffen fällt, macht die Militärverwaltung einen Unterschied. Die Haut des einen ist weniger wert als die des andern. Und zwischen den Tapfern, die der Gefahr mit demselben Mut ins Auge geschaut, schafft das Gesetz die Ungleichheit des Todes!"

„Ach, liebster Freund," erwiderte der Doktor, „wenn du verbesserungssüchtig bist, da wirst du mehr als zu viel Arbeit finden. Solche Mißstände gibt es zu Hunderten."

Bei diesen Worten wurden energische Stimmen um den Tisch laut.

„Zum Kuckuck! Hier wird nicht von Politik gesprochen! Unterhaltet euch über Liebe und Krieg, über was ihr wollt, aber laßt die Regierung in Frieden. . . . Erzählt uns doch lieber von den eingebornen Frauen dort, Ploërné."

„Das sind scheußliche Anamitinnen mit von Betel geschwärzten Zähnen und vom Kalk verbrannten Lippen. Ich bitte euch, nennt mir diese Scheusale doch nicht Frauen!“

„Ich für meinen Teil habe Chinesinnen gekannt, die gar nicht übel waren! ... Und was die Japanerinnen anbelangt ...“

„Die Japanerinnen sind entzückend!“ rief Lieutenant Listel aus. „Sie haben jetzt nur den einen Fehler, daß sie sich nach europäischer Mode kleiden wollen. Wie hübsch sind sie mit ihren schwarzen, etwas hervorstehenden Augen, mit dem kupferfarbenen Teint, und wie gut stand ihnen der weite, bunt gestickte Rock.“

„Das Charakteristische der Lokalfarbe verliert sich ja aber allmählich in allen Ländern. Konstantinopel wird man in zehn Jahren nicht mehr ansehen mögen ... und dank den Eisenbahnen wird sich demnächst ganz Persien in Kattun werfen. ... Wir sind leider eben in dem Zeitalter der allgemeinen Nivellierung; bald wird uns der Fortschritt alle gleich weit in der Scheußlichkeit und der Armseligkeit gebracht haben.“

„Die Welt gehört der Zukunft. Alles wird mittelmäßig werden. Die feinen Nuancierungen des Luxus wird man nicht mehr kennen. Und mit Ausnahme von den zehn bis zwölf Milliardären, die sich in die Reichtümer der Erde teilen werden, ist dann niemand mehr etwas Außergewöhnliches oder besonders Schönes vergönnt. Bazarware, wenn auch ganz gute und preiswerte, erwartet uns. Geradeso wie die Menschen mehr oder weniger häßliche Abdrücke ein und desselben Modells sein werden, so werden Industrie- und Kunstgegenstände aller Art über einen Leisten geschlagen sein. Jeder wird denselben Hut, jeder denselben Mantel, denselben Regenschirm, denselben Wagen und dieselbe Einrichtung haben. Kostbare, seltene Nipps, die teuren, reizen-

den niedlichen Kleinigkeiten wird man nur noch in Sammlungen und Museen finden. Man wird sie tausendweise anfertigen, alle in derselben Form gegossen, aus derselben Masse geknetet und in derselben Farbe. Auf diese universelle Eintönigkeit steuert unsre Zeit los. Und das wird entsetzlich sein!"

„Zeigt sich doch schon ein Beispiel dafür in den modernen Bauten," sagte der Italiener mit seiner weichklingenden Stimme. „Sehen sie sich nur einmal in den neuen Stadtvierteln in Rom und Neapel um . . . ein Haus gleicht dem andern, nicht etwa nur den Nachbarhäusern, sondern auch denen, die zur selben Zeit in Paris errichtet worden sind. Fünf Etagen und dieselbe Fassade; wenn man die Nummern nicht hätte, ginge man zu seinem Nachbar, in dem Glauben zu Hause zu sein."

„Kostet doch einmal diesen Cognac," sagte Doktor Houchard in scherzend befehlendem Tone, „und ihr werdet zugeben müssen, daß ihr nirgendwo sonst etwas Derartiges wieder findet. Aber Listel hat recht. In zehn Jahren wird man keinen mehr trinken können; schon kann man ja kaum mehr welchen finden."

Der Kaffee durchströmte nun mit seinem Aroma das Speisezimmer und die Gäste gaben sich alle einem trägen Wohlbehagen hin. Schon begannen die erstickten Blumen matt ihre Köpfchen zu hängen, und der Rauch der ersten Cigarette stieg in blauen Wölkchen zur Decke auf. Draußen verfinsterte sich der Himmel immer mehr und mehr, und der Schnee fiel in dichten, schweren Flocken zur Erde nieder. Unter all den jungen unverheirateten Männern, die da beisammen saßen, nahm die erst ernste, dann etwas sarkastische Konversation allmählich einen leichtern Charakter an und bald war man bei den Frauen angelangt. Ein ergiebiges Feld für Meinungsverschiedenheiten, wenn jeder darüber

seine Ansichten oder seine Neigungen kund thun will. Aber die Anwesenden beschränkten sich darauf, ihre Abenteuer und Erlebnisse auf diesem Gebiete zum besten zu geben. Die zugänglichen Toulouer Damen zweifelhaften Rufs, die kleinen Soubretten der dortigen Theater und einige leicht entflammbare Bürgermädchen hatten die Ehre, durchgehechelt zu werden. Nichts Besonderes, nichts Neues kam da zum Vorschein; es waren die ewigen Typen der Garnisonständeleien. Und mit Ausnahme der Straßen, wo sie wohnten, der Farbe ihrer Haare und Augen, mit Ausnahme ihres Namens oder ob sie heitern oder melancholischen Temperamentes waren, lautete eine Geschichte wie die andre, hatten alle denselben Anfang und dasselbe Ende, war es, wie bei der Fabrikware der modernen Industrie.

Während der Unterhaltung hatte man sich vom Tisch erhoben und war vom Speisesaal in den Salon zurückgekehrt. Dort, in bequeme Fauteuils gelehnt, die Cigarre im Mund, die Augen halb geschlossen, plauderten die jungen Leute immer rückhaltloser, immer offener, und nach einer Stunde schon hatte keiner ein Geheimnis mehr vor dem andern.

Nur Ploërné hörte ernst zu, ohne sich an dem Chorus der Indiskreten zu beteiligen. Abgesehen davon, daß es gar nicht in seinem Charakter lag, über seine Erfolge beim weiblichen Geschlechte zu sprechen, hätte er, aus jenen fernen Meeren zurückkehrend, auch gar nichts zu erzählen gehabt. Die harte Lebensweise, voll Mühen und Gefahren, die er geführt hatte, machten ihn unempfindlich für die seichten Vergnügungen jener müßigen Menschen, die ihre öden Stunden mit nichts Besserem zu füllen wissen. Er vergaß, daß auch er einst so gewesen war. Er beurteilte sie nach den Eindrücken des Moments, und eine unendliche Traurigkeit beschlich ihn bei dem Bewußtsein, daß ihn nur noch so

wenig gemeinsame Interessen mit seinen Freunden verbanden, die seinesgleichen waren und von denen er sich jetzt so vollständig getrennt fühlte.

Dann dachte er daran, daß er vielleicht zum letztenmale mit ihnen zusammen sei, daß in Zukunft alles in seinem Leben sie ihm entfremden würde, daß infolgedessen seine peinlichen Eindrücke nicht von Dauer sein konnten und deshalb erst recht keine Berechtigung hatten. Und dennoch konnte er nicht gegen den Druck ankämpfen, der auf ihm lastete. Während er in den weitesten Fernen geweilt hatte, in den Nächten auf der Wache, angesichts der Unendlichkeit von Himmel und Wasser, konnte er sich keines solchen Gefühls von Vereinsamung erinnern, wie inmitten dieser jungen Leute, die da lachten, tranken und rauchten, während sie sich gegenseitig ihre Liebesabenteuer anvertrauten.

Seine Gedanken schweiften schließlich weit hinweg von jener übermütigen Gesellschaft, in ein heiteres, stilles Heim. Es war unweit von Nizza, am Meeresstrand, in einer kleinen Seitenbucht der Bucht von Villafranca, zu Füßen des alten Sarrazenenturmes, der auf der Spitze von Saint-Hospice steht, in einer Villa, die, weiß und rosa bemalt, zwischen dem Grün der Pflanzen hervorleuchtet. Dort lebten in friedlicher Abgeschlossenheit drei Frauen, eine ältere und zwei ganz junge, die seiner voll Ungeduld harrten: seine Tante, Madame de Saint-Maurice, die von der Furcht erfüllt war, nicht mehr lange genug zu leben, um ein Wiedersehen mit ihm feiern zu können, und seine beiden Cousinen, von denen die eine sich in beglückender schwesterlicher Neigung zu ihm hingezogen fühlte, während die andre mit der Glut einer unversiegbaren, ihm gelobten Zärtlichkeit seiner gedachte.

Er stellte sich die drei vor, wie sie in dem Salon saßen, dessen Fenster nach dem Meere gingen, wie sie ruhig

auf ihre Arbeit blickten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Ferngeglaubte ihnen so nahe war. Welche Freude und welches Glück würde es sein, wenn er sie so unverhofft überraschte, denn seinen letzten Briefen nach konnten sie ihn nicht vor Ablauf von etwa zwei Monaten erwarten. Da er plötzlich abgereist war, und seine Zeilen doch erst mit ihm selbst angekommen wären, hatte er nicht mehr schreiben können; und was das Telegraphieren anbelangte, so hatte er sich wohl gehütet, seiner Tante einen solchen Schreck einzujagen, kannte er doch nur zu gut ihren Abscheu vor jenen geheimnisvollen blauen Blättern, die in ihren Falten stets die Verkündigung eines Unheils zu bergen scheinen.

Und dann war er auch ein wenig egoistisch und wollte sich das große Vergnügen an ihrem großen Erstaunen nicht entgehen lassen. Er malte es sich aus: Die Glocke erklang am Gartenthor, und das Bellen des Hundes verkündete das Nahen einer Person, die zu öffnen kam. Es war Leïla, die Mulattin, die einstige Amme seiner Braut. Sie erkannte ihn, stieß einen bestürzten Schrei aus, und wie durch Zauberschlag belebte sich das Haus. Am Fenster erschien die alte Tante; die beiden Cousinen stürzten mit ausgestreckten Armen, mit strahlenden Augen und lachenden Lippen auf ihn zu.

Welch reizendes Bild! Sollte er erst die Freundin oder die Braut küssen? Sie, die ihm naiv und frei entgegentrat, bei der er keinen Hintergedanken hegte, keine Beklemmung empfand, und die er stets als guten Kameraden behandelt hatte, oder jene Launische, Phantastische, die er fürchtete, während er sie liebte, und in deren Gegenwart er nie ganz Herr seines Herzens und seines Kopfes war. Wie immer dem auch sein mochte, jedenfalls würde es eitel Freude und Entzücken sein, wieder mit denen zu sein, die er liebte: die alte, wie eine Mutter verehrte Tante, und die beiden jungen

Mädchen, von denen die eine ihm ihr Leben hindurch eine reizende und ergebene Freundin, die andre eine herrliche und angebetete Frau sein wollte. Wie es ihn drängte, mit seinen Angelegenheiten bei seinen Vorgesetzten fertig zu werden, um so schnell als möglich nach jenem in all seinen Träumen geschauten Häuschen eilen zu können. Und wie ihm alles, was nicht mit denen, die er liebte, zusammenhing, öde und schal, niedrig und unnütz erschien.

Er schwelgte mit solchem Entzücken in diesen Gedanken, daß er nicht mehr an seine Umgebung dachte und nach einiger Zeit sich mit Erstaunen in die Wirklichkeit zurückfand. Ihm war, als erwache er aus einem langen Schlafe, während dessen er einen herrlichen Traum geträumt. Die singende, modulationsreiche Stimme des italienischen Marquis traf sein Ohr. Girani begann eben mit möglichster Vorsicht und vorsätzlichem Umgehen der verschiedensten Thatsachen die Schilderung eines Liebesabenteuers. Seine Kameraden hatten ihn mit seiner Schweigsamkeit aufgezogen; hatten sie doch alle freiwillig ihre Geheimnisse preisgegeben und, wer weiß, am Ende auch ein wenig dabei aufgeschnitten. Girani hatte zuerst auf ihre lebhafte Herausforderung hin geschwiegen und seine verschlossene Miene bewahrt, ohne jedoch ein Lächeln unterdrücken zu können, das die Neugier seiner Freunde nur noch mehr steigerte.

„Ach was, Sie mit Ihrer Geheimniskrämerei! Ich bin überzeugt, daß Sie, Marquis, unter uns allen der Begünstigtste sind! So ein hübscher Kerl, wie Sie, und unabhängig und reich dazu! Sie müssen ja großen Erfolg bei den Frauen haben. Jetzt, in diesem Momente, sehen Sie wie einer aus, der sich über etwas ganz besonders freut."

Immer noch beobachtete Girani ein beharrliches Stillschweigen, aber das Aufblitzen seiner Augen, das Beben seiner Lippen und das erstrahlende Gesicht verrieten mehr,

als es ein Zugeständnis gethan haben würde. Die andern, die darauf erpicht waren, sein Geheimnis zu erfahren, drangen in ihn, sich doch nicht so unerbittlich zu zeigen. Konnte er denn sein Erlebnis nicht erzählen, ohne den Namen der verführerischen Heldin zu nennen? Denn bezaubernd war sie doch jedenfalls, daran war ja nicht mehr zu zweifeln!

„Ja, bezaubernd!“ entfuhr es dem Marquis.

Ein allgemeiner Ausruf der Freude begrüßte diese unvorsichtige Bemerkung des Italieners, und langsam und unbewußt geriet der junge Mann immer mehr in seine indiskreten Mitteilungen hinein. Er begann sein romantisches Abenteuer zu erzählen, während ihm alle aufmerksam, gespannt und ein wenig neidisch zuhörten. In Monaco, als er das Schloß des Fürsten besuchte, war es gewesen, daß er zum erstenmal derjenigen begegnete, die er anbetete, in Begleitung eines andern jungen Mädchens und einer alten Dame. Nichts konnte ehrbarer sein, als das Auftreten der beiden jungen Mädchen unter der Aufsicht ihrer Anverwandten. Er hatte sich bescheiden im Hintergrunde gehalten, aber sie dabei aus der Ferne beobachtet, und war hingerissen gewesen von ihrer Grazie und der naiven Bewunderung, mit der sie alles anstaunten. Ueber eine Stunde lang war er ihnen so gefolgt, ihre Bemerkungen, ihre Fragen, ihre Betrachtungen erlauschend, und entzückt von ihren Reizen, wußte er nicht, welche ihm besser gefiel, die Blonde oder die Braune.

Sie schienen seine Anwesenheit gar nicht bemerkt zu haben, und wenn er nicht der alten Dame beim Hinabsteigen einer steilen, dunkeln Treppe seine Hand als Stütze geboten hätte, würden wohl die beiden hübschen Touristinnen schwerlich die Augen zu ihm erhoben haben. Als sie jedoch unten im Hofe angelangt waren, hatten sie sich umgedreht

und ihm mit einem leichten Lächeln ihren Dank ausgedrückt. Vor dem Portal des Schlosses waren sie in einen Landauer gestiegen und auf der Landstraße nach Condamine verschwunden.

Er war nach Monte Carlo gegangen, noch voll von der Erinnerung an die so verschiedene und doch so vollkommene Schönheit der beiden. Er hatte am trente et quarante gespielt, eine große Summe verloren, aber der Verlust hatte ihn gleichgültig gelassen, denn seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit den reizenden Mädchen, die ihn so schnell und so vollständig erobert hatten, und die er aller Wahrscheinlichkeit nach nie wiedersehen würde.

Der Zufall hatte sie ihm jedoch wieder in den Weg geführt und ihm diesmal klar diejenige bezeichnet, die zu lieben ihm bestimmt sein sollte. Er hatte sich vorgenommen, um einen seiner Tage auszufüllen, die amerikanische Fregatte zu besuchen, die jedes Jahr im Hafen von Villafranca ihre Anker auswirft, und diesen Entschluß bald zur Ausführung gebracht. Zwei Stunden lang gab er sich der genauen Besichtigung des Schiffes hin, wobei ihm die Offiziere aufs bereitwilligste entgegengekommen waren. Dann stieg er wieder ans Land. Während er auf seinen Zug wartete, ging er in der Nähe der Bucht auf und nieder, in den schattigen und duftenden Wegen, zwischen Villengärten hindurch, und schaute hinaus auf das blaue Meer, dessen Wogen sich an dem roten Felsgestein brachen, und auf deren silbernem Schaum, gleich Najadenhaar, sich die grünen Algen wiegten.

Gedankenlos, voll von jener Lust am Leben, die in uns entsteht, wenn wir die herrliche Luft einer leichten Meeresbrise unter einem wolkenlosen Himmel atmen, war er dahingewandert, als er sich an einer Biegung des Weges plötzlich zwei Frauen gegenüber befand, die Blumen pflückten.

Die eine war eine Mulattin, in einem roten Kopftuche, mit kupferfarbener Haut, die einen Strauß von Mimosen und Jasminblüten in den Händen hielt. Die andre war eines der jungen Mädchen, denen er im Schlosse zu Monaco begegnet war. Sie hatte ihn wiedererkannt und seinen Gruß mit einem leichten Lächeln erwidert. Dann war sie mit ihrer Begleiterin vorübergegangen, und er konnte gegen den Wunsch, ihre Wohnung ausfindig zu machen, nicht ankämpfen. Er war ihr ganz von weitem gefolgt, um sie nicht zu erschrecken, und hatte sich bemüht, durch die Gebüsche und das Gesträuch hindurch ihr weißes Kleid, das sich von dem Grün der Umgebung abhob, nicht aus den Augen zu verlieren. So war er vor eine weiß und rosa bemalte Villa gekommen, in der das junge Mädchen verschwand. Er hatte, überzeugt davon, daß hier ihr Heim sei, lange vor der Thüre gestanden, dann war er nach Monte Carlo zurückgekehrt, mit verwundetem Herzen und ohne daß er einen andern Gedanken, als den an die schöne Unbekannte, fassen konnte.

Diese Mitteilungen waren erst nur flüchtig an dem Ohre des in Träumerei versunkenen Ploërné vorbeigegangen. Dann plötzlich wurden ihm in unerklärlichem Zusammenhang die Personen in Giranis Erzählung zu den Gestalten seines Traumes: drei Frauen, eine davon alt, zwei jung, und instinktiv fühlte er, daß jene dieselben waren, die er im Geiste gesehen hatte. Warum aber sollte es so sein? Gab es nicht noch andre, die Girani begegnet sein konnten? Wie dem auch war, eine peinvolle Angst schnürte ihm die Brust zusammen, und ohne daß irgend etwas seine Unruhe und seine Eifersucht berechtigt hätte, litt er grausam während der Erzählung des Italieners.

Dieser schilderte weiter, wie er auf der Lauer stand, sich in der Nähe der Villa umhertrieb, um einen Blick von

ihr zu erhaschen, wie er dann plötzlich kühn geworden war, bei einer Gelegenheit sie anredete und von ihr mit gebührendem Zorne abgefertigt wurde. Dann hatte er ihr geschrieben, um sich zu entschuldigen, und hatte wieder und wieder Briefe gesandt, trotzdem sie unbeantwortet blieben. Endlich war ihm die Mulattin zu Hilfe gekommen und hatte seine Sache in die Hand genommen. Die ganze unsaubere Entwickelung des galanten Abenteuers mit jenem unglücklichen Kinde gab er nun den gierig lauschenden Männern preis, inmitten von Cigarrendunst, zwischen zweideutige Bemerkungen und verletzende Fragen hinein. Und noch immer hörte Ploërné stumm zu. Jetzt aber war nicht mehr daran zu zweifeln, daß es dieselben Frauen waren, nach deren Wiedersehen ihn verlangte, daß es dasselbe Haus war, nach dem es ihn mit aller Macht zog. In einem einzigen kurzen Momente brach all sein Glück, sein Hoffen zusammen, entweiht, vernichtet, und der schöne, klare See, in dem sich seine Zukunft so verheißungsvoll wiedergespiegelt hatte, verwandelte sich nun in eine sumpfige Lache, von der er sich mit Grauen abwandte.

Immer noch erzählte der Italiener mit seiner melodischen Stimme. Jetzt schilderte er die heimlichen Zusammenkünfte, den duftenden Garten in den weichen, warmen Nächten, beim Mondenschein, der seinen Zauber über das Kosen der Liebenden ergoß. Verzweiflung erfaßte Ploërné mit der sich ihm aufdrängenden Gewißheit der Wahrheit, die Girani in ihren Einzelheiten enthüllte. Bei diesem Schiffbruch, den sein ganzes moralisches Selbst erlitt, klammerte er sich noch an eine einzige Hoffnung. Zwei junge Mädchen wohnten in dem jetzt entehrten Hause. Welche hatte sich zu Grunde gerichtet? Die Schwester oder die Braut? Entsetzliche Wahl, die ihm das Herz zerriß, und der er dennoch nicht aus dem Wege gehen konnte. Und er kam dahin, zu

wünschen, daß diejenige, die sich vergessen hatte, nur jene sei, die er als Freundin, als Jugendgespielin liebte, und daß die, welche er anbetete, sich ihm rein und treu erhalten habe. In seiner Seele erhob sich der fürchterliche Zwiespalt: „Welche war es?“ Aber er bebte vor der Frage zurück, so sehr er auch unter dem Zweifel litt.

In dem plötzlich in ihm aufsteigenden wilden, grauenerregenden Hasse, der sein ganzes Wesen gegen den Helden des galanten Abenteuers erfüllte, gab es jedoch kein Zögern. Erdfahl, mit zusammengepreßten Lippen und glühenden Augen stand er da, als wollte er sich auf den Italiener stürzen. Sein Herz schlug zum Zerspringen, während sein Gehirn mit unnatürlicher Ruhe und Klarheit arbeitete: Er überlegte sich, was er thun solle; seine zitternden Hände erhoben sich drohend, ohne daß er sich dessen bewußt war, als trügen sie Verlangen nach ihrem Opfer. Er sagte sich: „Ich kann ihn nicht mitten drin unterbrechen, um ihn zu ohrfeigen; vorher muß wenigstens zwischen jenem Elenden und mir eine kurze Auseinandersetzung stattfinden, damit meine Freunde nicht glauben, die Tobsucht sei auf einmal bei mir ausgebrochen. Und doch muß ich ihn beleidigen, ihm meine Verachtung und meine Empörung ins Gesicht schleudern; denn ich kann mir den Genuß nicht versagen, ihm das heimzuzahlen, was er mich seit einer Viertelstunde erdulden läßt.“

Ein Durcheinander von Stimmen zeigte ihm, daß Girani mit seiner Erzählung zu Ende war. Um den froh lächelnden jungen Mann herum tauschten die übrigen Gäste ihre Meinungen über die Sache aus.

„Verflixter Kerl, dieser Girani, solch ein Glück zu haben!“

„Diese Schwarzhaarigen mit den blaß angehauchten Gesichtern verdrehen allen Weibern die Köpfe!“

„Das ist einmal ein wirklicher Roman, und zwar ein sehr interessanter!"

„Jetzt versteht man doch auch die häufige Abwesenheit des lieben Marquis. ... Er ist öfter in der Umgegend von Villafranca, als mit seinen Freunden vom Geschwader oder als in Nizza oder Monte Carlo ..."

„Tadeln Sie mich darum, meine Herren?" fragte der Italiener mit einem Anflug von Eitelkeit.

„Wahrlich nicht. ... Aber was wird der Ausgang der Geschichte sein? Jede Geschichte hat ihre Lösung. ... Wenn Sie das junge Mädchen lieben und sie von guter Familie und reich ist, was sie uns ja alles versichert haben, so können Sie dieselbe ja heiraten."

Der Italiener wurde einen Augenblick lang nachdenklich, und eine Wolke legte sich über seine Stirn, um aber bald wieder der gewohnten Heiterkeit zu weichen.

„Ja, heiraten, das möchte ich schon; was würde jedoch die Marquise Girani, die in Florenz lebt, dazu sagen!"

„Verheiratet! Was zum Teufel, Sie sind verheiratet; das haben Sie uns ja noch nie erzählt. Das erschwert allerdings die Situation."

„Ich lebe ziemlich schlecht mit meiner Frau und spreche nicht gern darüber. ... Ueberdies ist die Marquise eine eifrige Katholikin und würde sich einem Zerreißen des ehelichen Bandes aufs heftigste widersetzen."

„Aber Sie lieben das junge Mädchen?"

„Ich liebe sie."

Eine Sekunde lang herrschte Schweigen; da sprach eine Stimme, deren Rauheit den Anwesenden durch alle Nerven fuhr, die Worte aus: „Da müssen Sie wohl, um sich so benehmen zu können, ein ganz elender Kerl sein!"

Und wieder herrschte Schweigen; ein tödliches dumpfes Schweigen. Die Herren waren von ihren Stühlen auf-

gesprungen und starrten auf den totenbleich gewordenen Italiener, von dem kaum drei Schritte entfernt Ploërné mit einem schrecklichen Lächeln auf den Lippen stand.

„Ich habe Sie wohl falsch verstanden," stammelte Girani, „oder sollten Sie sich mit mir einen Scherz erlaubt haben; wir sind zwar unter Freunden, aber der Ausdruck war doch etwas stark . . ."

Der Kapitän runzelte die Brauen und trat dem Marquis dicht unter die Augen.

„Ich bin durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt," sagte er, „und wiederhole, daß ein Mann, der eine Infamie begehen kann, wie die, der Sie sich rühmen, der niedrigste aller Schurken ist!"

„Mein Herr! Sie beleidigen mich!" rief Girani aus.

„Sie haben lange gebraucht, um dies zu merken," erwiederte Ploërné mit furchtbarer Ironie.

Der Italiener machte eine Bewegung, als wolle er die andern zu Zeugen dieser ungerechtfertigten Handlungsweise Ploërnés anrufen, denn die plötzliche Einmischung, der unerwartete Angriff des Offiziers waren ihm völlig unverständlich, und er konnte den Grund nicht einsehen, warum die lustige Gesellschaft so mit einem Mal als Drama enden sollte.

Lieutenant Listel hatte sich zwischen die beiden geworfen und versuchte Ploërné Vernunft beizubringen.

„Nein!" rief der Kapitän heftig aus, „laßt mich in Ruhe mit eurer Vernunft. Ich kenne die Damen, von denen der Elende erzählte, und bezeuge hiemit, daß er gelogen hat und sich in schändlichster Weise unwahrer Dinge rühmt. Er hat eine Lektion nötig, und meine Aufgabe soll es sein, sie ihm zu erteilen."

Bei den Worten: „Ich kenne die Damen!" zuckte Girani kaum merklich zusammen. Er begann zu begreifen.

Er wollte sprechen, aber zwei der Anwesenden zogen ihn fort, um ihn von Ploërné zu trennen und um einen gefährlichen Zusammenstoß zwischen den beiden zu verhüten. Der Kapitän war im Salon von seinen Freunden umgeben zurückgeblieben, die sich bemühten, ihn zu beruhigen. Der Ausdruck seines Gesichtes jedoch blieb undurchdringlich und hart, während er allen ihren Vernunftgründen Schweigen entgegensetzte. Sie versuchten die Sache so zu beleuchten, als walte ein beklagenswertes Mißverständnis vor und als täusche er sich, oder, meinten sie, der Marquis habe höchst wahrscheinlich übertrieben. Ploërné saß stumm und unbeweglich in seinem Stuhle und hörte nichts von all dem, was die Freunde vorzubringen wußten. Er blickte starr vor sich hin, und einer der letzten Sätze, die der Marquis ausgesprochen hatte, kehrte in Ploërnés Gedanken mit nicht zu verscheuchender Beharrlichkeit wieder: „Was würde die Marquise Girani, die in Florenz lebt, dazu sagen?" So war also der Verführer verheiratet, und Ploërné blieb nicht einmal der Ausweg, der ihm — mit welchen Schmerzen freilich — ein paar Minuten lang als der einzige erschienen war, diesen Mann zur Sühne seiner That durch eine Heirat mit seiner Mitschuldigen zu zwingen. Er sollte nicht einmal die Genugthuung haben, ihr, die sich so furchtbar kompromittiert hatte, die Ehre wiedergeben zu können. Diese furchtbare Enttäuschung war die schließliche Veranlassung zu seinen beleidigenden Worten gewesen, und diese Enttäuschung war es auch, die ihn mit so grausamer Wut erfüllte. Seine Freunde konnten ihm trotz aller Bitten keine Antwort entlocken. Immer blasser war sein Gesicht geworden, seine Nasenflügel bebten und seine Züge verzehrten sich krampfhaft unter dem drohenden Lächeln der aufeinandergepreßten Lippen.

„Aber, Ploërné, es muß doch ein Mittel geben, die

Sache beizulegen," sagte Lieutenant Listel. „Du kennst doch Girani gar nicht und kannst doch keinen Groll gegen ihn hegen. ... Es muß ein Irrtum vorliegen ... ihr werdet euch auseinandersetzen. ... Ah, da sind ja unsre Kameraden wieder."

Die Thüre war aufgegangen und Doktor Houchard kam mit noch einem der Gäste zurück. Sie sahen beide sehr erregt aus, lächelten aber, was von guter Vorbedeutung schien.

„Nun!" rief Listel aus, „wie weit seid ihr mit ihm?"

„Er läßt sich auf eine Auseinandersetzung ein. Alle Wetter! Leicht war es nicht, ihn dahin zu bringen."

„Ihr sprecht doch als seine Zeugen?"

„Selbstverständlich."

„Dann müssen wir vier allein bleiben. Wohin kann Ploërné so lange gehen?"

„Wozu sollen wir allein bleiben, da wir doch schon nach wenigen Minuten den Kapitän wieder zurückrufen müßten, um ihm den vorgeschlagenen Ausgleich zu unterbreiten, dessen Annahme seinerseits die Sache gütlich beilegen wird. ... Es sind nur Worte gefallen. ... Nach einem etwas heitern Frühstück unter Freunden hat man sich ein wenig erhitzt; das ist nichts, was nicht wieder gut zu machen wäre."

Bei den Worten: „nichts, was nicht wieder gut zu machen wäre," blitzte es in den Augen Ploërnés schmerzlich auf, aber er sprach kein Wort. Die Lippen fest aufeinandergepreßt, saß er da und wartete des weitern ab, was man ihm zu sagen haben würde.

„Ich werde gleich mitteilen, was wir erreicht haben," fuhr der Doktor fort. „Girani, der sich wie ein Verrückter über die Folgen seiner Klatscherei gebärdete, haben wir zur Vernunft gebracht. Es handelt sich nur um eine dumme

Klatscherei; ich bitte, daß Sie dies wohl beachten, Ploërné; nur um eine Klatscherei ... um nichts weiter. Der Marquis hat uns auf seine Art einen Roman erzählt.... Die darin auftretenden Personen sind wahr, aber die Fabel ist erfunden.... Er hat uns diese Erklärung ausdrücklich gegeben und ist bereit, sie Ihnen zu wiederholen. Er ist dem jungen Mädchen, um die es sich handelt, in der That begegnet; er hat sich in sie verliebt, aber nie hat er ein Wort mit ihr gewechselt oder gar eine Zusammenkunft mit ihr gehabt.... Er rühmte sich dessen zwar; es ist jedoch nicht der Fall gewesen.... Er hat seinen Traum in die Wirklichkeit übersetzt.... Er war ein bißchen angetrunken, was genau genommen doch kein so großes Verbrechen ist. Und Sie, Ploërné, sind in der That recht hart mit ihm umgesprungen."

Ploërné fuhr auf.

„So? Finden Sie das?" unterbrach er seinen Kameraden mit vor Erregung heiserer Stimme.

„Werden Sie nur nicht gleich böse, Ploërné.... Wir erkennen das ganze Unrecht auf jener Seite an und betrachten Ihren etwas scharfen Ausfall als gerechte Strafe für die Aufschneidereien; aber nachdem wir alle diese Zugeständnisse gemacht haben, werden Sie sich doch wohl darauf einlassen dürfen, die beleidigenden Ausdrücke, deren Sie sich bedient haben, zurückzunehmen? ..."

Der Kapitän blieb stumm und starr. Er gab weder durch ein Wort noch durch eine Bewegung sein Einverständnis zu verstehen und schien so wenig geneigt, auf eine Aussöhnung einzugehen, daß sich die vier Zeugen verwirrt und beunruhigt ansahen.

„Aber, Ploërné," sagte Listel, „du kannst uns doch nicht abschlagen, die Sache unter für dich so günstigen Bedingungen beizulegen.... Sonst müssen wir glauben, du

suchest um jeden Preis Händel mit Girani. . . . Nicht wahr, du bist einverstanden . . . es ist abgemacht?"

Ploërné hatte sich erhoben und war unentschlossen ein paar Schritte auf und ab gegangen; dann blieb er plötzlich stehen.

„Wir waren elf Personen hier," sagte er; „es ist möglich, daß der eine oder der andre nicht verschwiegen ist und daß die Angelegenheit in die Oeffentlichkeit gelangt. Um die Ehre derjenigen, zu deren Verteidigung ich mich aufgeworfen habe, vor jedem Verdachte sicher zu stellen, wünsche ich eine schriftliche Erklärung zu haben."

„Gut. Wir glauben sie dir versprechen zu können. Girani wird uns so weit als möglich entgegenkommen, denn es scheint ihm an dem guten Ruf des Mädchens, über das er so unüberlegt gesprochen hat, ebensoviel zu liegen als dir."

Ploërné wurde noch um einen Schatten bleicher bei der Versicherung des Interesses, das sein Gegner trotz allem an der zu nehmen schien, die er kompromittiert hatte. Die Zeugen Giranis entfernten sich, während der Kapitän mit seinen Freunden allein blieb.

„Du siehst," sagte Lieutenant Listel, „es wird sich alles vollständig zu deiner Zufriedenheit ausgleichen lassen."

„Vollständig," murmelte Ploërné mit bitterer Ironie.

Sie schwiegen still und warteten. Im Nebenzimmer hörte man Stimmen, und nach Verlauf von nur wenigen Minuten öffnete sich die Thüre abermals, und die Zeugen erschienen wieder. Houchard sah sehr ernst aus und hielt ein Blatt Papier in der Hand. Er reichte es Listel hin; dieser las es mit seinem Kameraden und gab es dann an Ploërné weiter, der einen fast gleichgültigen Blick darauf warf.

„Jetzt, Ploërné, wo wir alles gethan haben, was Sie

verlangten, erwarten wir, daß Sie Ihrerseits die geforderte Bedingung erfüllen. ... Sie willigen ein, nicht wahr?"

Der Kapitän erhob den Kopf, und indem er die vier Zeugen mit jenem starren Ausdruck, der sie schon zuvor in solche Unruhe versetzt hatte, maß, sagte er, sich zu einer künstlichen Ruhe zwingend: „Vor allem möchte ich mit Herrn Girani selbst ein Wort sprechen."

„Aber, lieber Freund, das ist ganz gegen alles Herkommen!" rief Lieutenant Listel aus. „Wir haben die Sache ohnehin schon in so inkorrekter Weise geführt. ..."

„Es war zum Guten," meinte der Doktor einlenkend, „und darf uns nicht leid thun."

„Was Ploërné aber jetzt verlangt. ..."

„Können Sie thun oder lassen," erwiderte der Kapitän mit seiner schrecklichen Gelassenheit.

„So werden wir also den Marquis fragen, ob es ihm recht ist."

Die Thüre zum Nebenzimmer war offen geblieben. Girani, der zweifellos zugehört hatte, erschien auf der Schwelle und trat in würdevoller Haltung auf Ploërné zu. Dieser führte ihn in die Nische eines Fensters und da, während ihm plötzlich wieder das Blut zu Kopfe stieg und er den Italiener mit seinen Blicken fast durchbohrte, fragte er mit zitternder, halb erstickter Stimme: „Welche von den beiden ... Lydia oder Therese?"

Das Geschick seines ganzen Lebens sollte sich in einer Sekunde entscheiden, und in der entsetzlichsten Erregung harrte er der Antwort.

„Welche ist es?" wiederholte er in dumpfem Tone. „O, antworten Sie mir! Es handelt sich bei mir um mehr, als nur um das Leben!"

Der Marquis schüttelte bekümmert das Haupt. „Ich

kann Ihnen darauf keine Antwort geben," erwiderte er fest und bestimmt.

„Warum?"

„Dies hieße auf Ihre Aufforderung hin eine neue Indiskretion begehen, die noch hundertmal schlimmer wäre, als die erste, denn jetzt weiß ich, vor wem ich spreche."

„Unglücklicher! Begreifen Sie denn nicht, was Sie mir damit anthun! Hüten Sie sich!"

Ohne ein weiteres Wort der Erwiderung hatte sich Girani wieder zu den andern gesellt. Der Kapitän folgte ihm mit funkelnden Augen.

„Nun?" fragte Houchard, der hoffte, daß die beiden Gegner sich geeinigt hätten.

„Nun!" rief Ploërné aus; „ich habe die Erklärung des Herrn Marquis entgegengenommen, ich habe mit ihm eine vorbereitende Auseinandersetzung gehabt, und nachdem ich gelesen habe, was er niederschrieb, gehört habe, was er sagte, behaupte ich, daß er sich nicht damit genügen läßt, den Buben zu spielen, daß er jetzt auch noch den Feigling herauskehrt!"

„Mein Herr!" rief Girani aus, indem er sich auf Ploërné stürzte.

Aber der Kapitän war schneller als er, und seine erhobene Hand berührte das Gesicht des Italieners.

Die vier Zeugen warfen sich zwischen die beiden.

„Ploërné, Sie sind toll geworden! Sie wissen nicht, was Sie thun! Girani, entfernen Sie sich!" riefen alle durcheinander.

Die Stimme Ploërnés übertönte den Lärm und sehr deutlich und sehr klar erwiderte er: „Ich weiß nur zu wohl, was ich thue. Keine Ausflüchte, meine Herren, wenn ich bitten darf! Wir sind unter Männern hier. Also keine Schonung. Es kann sich nur noch um ein Duell handeln,

das der Herr Marquis ebenso sehr wünschen muß, wie ich selbst. . . . Waffen sind ja zweifelsohne im Hause. . . . Wählen Sie, welche Sie wollen . . . aber sofort . . . ich reise morgen ab und habe keine Zeit zu verlieren."

Er sprach ebenso ruhig, wie vor dem Frühstück, als er, die Freunde begrüßend, in den Salon getreten war.

Listel zog ihn in eine Ecke.

„Welche Waffe willst du? Mit welcher verstehst du am besten umzugehen?" fragte er ihn ernst.

„Girani hat das Recht der Wahl. . . . Was ihm beliebt, soll mir recht sein. Fürchte nichts, ich werde ihn töten, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"

„Nimm dich in acht, er ist ein Pistolenschütze allerersten Rangs!"

„Dann morde ich ihn wenigstens nicht . . . um so besser!"

Ploërné blickte seinem Freund mit einem solchen Selbstvertrauen, mit einer solchen innern Ueberzeugung ins Gesicht, daß er ihn aufs äußerste erschreckte. Bei einem so tapfern und ernsten Manne, wie es der Kapitän war, konnte man keine Aufschneiderei voraussetzen. So mußte in der Versicherung, die er gab, eine Art von fatalistischer Willenskraft liegen, mit der er das Schicksal zu bezwingen vermeinte. Der Lieutenant, der schon mehr als eine blutige Schlacht mitgemacht hatte, verlor seine Kaltblütigkeit und stand zitternd und zum Handeln unfähig vor seinem unerbittlichen und so entschlossenen Kameraden. Der Herr des Hauses kehrte nach einigen Minuten der Unterredung, die er mit den Sekundanten Giranis gehabt, ins Zimmer zurück.

„Es ist alles geordnet," sagte er. „Pistolen auf fünfundzwanzig Schritt Distanz und dreimaliger Kugelwechsel."

„Schön," erwiderte der Kapitän.

„Das Wetter ist furchtbar," fuhr der Doktor fort, „wenn es Ihnen recht ist, stelle ich eine große Scheune zur Verfügung ... sie befindet sich hinter dem Hause und diente dem frühern Besitzer als Preßraum für seine Oliven. Das Gebäude ist gewiß an dreißig Meter lang, und Sie sind dann wenigstens unter Dach."

„Wie Sie bestimmen ... Nur möglichst rasch möchte ich die Angelegenheit erledigt sehen."

„Er ist wie rasend, unser Freund," sagte Lieutenant Listel leise zu seinem Mitsekundanten. „Er hat mir vorhin förmlich Angst eingejagt! Die Sache wird sehr ernst werden; richte schon im voraus dein Verbandzeug her, überhaupt alles, was zur ersten Hilfe bei einer Verwundung nötig ist."

„Und wenn es einen Toten gibt?"

„Mein Gott! Welche Verantwortlichkeit für uns!"

„Es geht doch alles seinen geregelten Gang und nach althergebrachtem Brauche?"

„So gut als es unter so ungewöhnlichen Verhältnissen möglich ist."

„Du gibst deine Pistolen dazu?"

„Die Herren haben sie schon."

„Keiner der Gegner kennt sie?"

„Keiner. Die Wahl der Plätze und das Recht zu laden werden wir verlosen. Nachdem all diese Formalitäten erfüllt sind, bleibe ich an Ploërnés Seite."

Listel begab sich nun ins Nebenzimmer, wo ihn einer der Zeugen Giranis erwartete. Die beiden Gegner befanden sich, nur durch ein Fenster voneinander getrennt, mit je einem ihrer Sekundanten im Salon. Der Marquis saß mit umwölkter Stirn vor einem kleinen Tische und schrieb. Hastig und ohne Zögern lief seine Feder übers Papier, wußte er doch ganz genau, was er niederschreiben wollte.

Als er mit dem Briefe zu Ende war, streute er Sand über die noch feuchte Tinte, faltete das Blatt zusammen, steckte es in ein Couvert und adressierte: „Herrn .... Herrn ....“ Bürel, der ganz mechanisch darauf hinsah, konnte den Namen nicht entziffern. Dann steckte der Marquis das Couvert in ein zweites, und indem er sich an den jungen Offizier wandte, sagte er: „Wenn mir nichts passiert oder wenn ich nur verwundet werde, geben Sie mir diese Zeilen zurück. Sollte ich jedoch getötet werden, dann haben Sie die Güte, sie auf das italienische Konsulat in Toulon zu bringen, ohne das äußere Couvert zu öffnen, ohne den Namen des Adressaten zu lesen. Wollen Sie mir dies auf Ehrenwort versprechen?“

„Sie können ruhig sein; ich verspreche es Ihnen hiermit.“

Im selben Augenblick erschien Listel wieder.

„Meine Herren, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Die beiden Gegner erhoben sich gleichzeitig und verließen das Zimmer. Unten an der Treppe nahm der Hausherr den Vortritt, um den Weg zu weisen. Sie gingen über das Vestibül, dann durch ein Hinterzimmer, überschritten den Hof, ein Stück vom Garten und befanden sich schließlich in einem Gebäude, das, auf vier Ziegelsteinpfeilern aufgerichtet, ein längliches Viereck bildete und auf allen Seiten offen war. Der Fußboden bestand aus festgestampfter Erde. In einer Ecke war Brennholz angehäuft, in einer andern lagen einige leere Flaschen und Kisten. Nichts, was als Merkzeichen oder Zielpunkt für die Duellanten hätte dienen können: der Ort war wie für die Sache geschaffen. Ringsum fiel der Schnee und in dem schon weißen Garten erschauerten die Bäume unter dem eisigen Hauche des Nordwindes.

„Hast du mir noch irgend einen Auftrag zu geben?“

fragte Lieutenant Listel den Kapitän, während er ihn auf seinen Platz führte, der nach einer gewissenhaften Ausmessung der Entfernungen für ihn bezeichnet worden war.

„Keinen, außer daß du, wenn ich umkommen sollte, nach meinem Hotel gehen, dort meine Papiere holen und sie dem Marinepräfekten übergeben sollst. Er wird sie sichten, wird diejenigen, die den Dienst betreffen, für sich behalten und die andern meiner Familie zustellen.“

„Gut. Gib mir noch einmal zuvor die Hand. Da kommt Bürel mit deiner Pistole. Ich werde Girani die seine bringen.“

Der Kapitän drückte seinem Kameraden, ohne die geringste Bewegung zu verraten, die Hand. Er bewahrte eine eiserne Ruhe und schien in wunderbarer Weise Herr seiner Nerven zu sein, während er das Terrain mit sicheren Blicken maß. Er sah seinen Gegner am andern Ende der offenen Scheune sich schwarz von einem weiß beschneiten Lorbeergesträuch wie eine Zielscheibe abheben. Ploërné nahm die Pistole, die ihm Bürel reichte, spannte den Hahn zweimal, um sich zu überzeugen, daß er in Ordnung war, und kehrte dann die Richtung des Laufes nach dem Boden.

„Du weißt, Alter,“ flüsterte ihm Bürel zu, „daß, trotzdem ich der Sekundant deines Gegners bin, ich dich doch gern unversehrt aus der Geschichte hervorgehen sehen möchte.“

Der Kapitän blickte ihm fest in die Augen und sprach nur das eine Wort, mit dem der Seemann gottergeben einer Gefahr entgegenzugehen pflegt: „Wie Gott will.“

Die Sekundanten hatten sich zu beiden Seiten aufgestellt, und in dem freien Raum standen sich die Duellanten gegenüber: Girani erdfahl, Ploërné finster, beide

entschlossen. Jetzt erklang Listels Frage durch die Stille: „Sind Sie bereit, meine Herren?"

„Ja," erwiderten die Gegner wie aus einem Munde.

Ein Sekunde verstrich, dann erscholl das Kommando: „Feuer . . . eins, zwei, drei!"

Die beiden Pistolen wurden gleichzeitig erhoben, ein Blitz schlug aus der des Italieners und die betreßte Mütze des Kapitäns flog, von der Kugel gestreift, in weitem Bogen auf die Erde. Ploërné, mit bloßem Kopfe, mit gerunzelten Brauen, zusammengepreßten Lippen, die Pistole fest auf den Gegner gerichtet, bot den Anblick eines unerbittlichen, seiner Sache sichern Menschen. Eine Sekunde lang stand er unbeweglich, und man hätte fast den Herzschlag aller Beteiligten hören können, in solch entsetzlicher Seelenpein befanden sie sich. Endlich ertönte ein Schuß, und der Marquis sank getroffen zu Boden.

Alle Zeugen stürzten zu ihm hin, aber Houchard gab ihnen mit einer Handbewegung zu verstehen, daß sie zurücktreten sollten, und während er den Rock und die Weste des Verwundeten aufknöpfte, sah er auf dem weißen Hemde, in der Gegend des Herzens, Blut hervorrieseln. Er entfernte auch noch das Hemd: ein kleines, dunkelrotes Loch ward an der Seite des Unglücklichen sichtbar, dessen Atem sich nur noch schwer keuchend aus der Brust hervorrang. Mit einem angstvoll auf den Doktor gehefteten Blick erwartete er sein Urteil.

„Es ist nichts," erklärte Houchard.

Aber der Ausdruck seines Gesichtes strafte diese Worte so sehr Lügen, daß der Italiener den Kopf senkte und traurig lächelnd flüsterte: „Ich danke Ihnen, mein Freund; ich habe nur noch eine Bitte an Sie: lassen Sie mich nicht allzuviel leiden."

Ein Erstickungsanfall unterbrach ihn; dann fügte er

hinzu: „Das war ein gutgezielter Schuß . . . die Marquise wird bald Witwe sein!"

Die Zeugen wandten sich an Houchard, um zu erfahren, was die Untersuchung ergeben habe.

„Das Schlimmste!" preßte der Doktor zwischen den Zähnen hervor. Und laut sagte er: „Wir müssen ihn zu mir hinauftragen, damit ich ihn verbinden kann, wie es sich gehört. Holt mir rasch eine Matratze herunter, mit einer Leiter können wir eine Tragbahre herstellen."

„Nein, nein," röchelte Girani. „Sie sehen doch selbst, daß es zu Ende geht . . . . Ums Himmels willen, quälen Sie mich nicht mehr!"

„Dann also nur eine Matratze, damit wir ihn bequemer legen können," befahl Houchard den Freunden.

Ploërné lehnte abgewandt an einem der Pfeiler des Schuppens und wartete. Als Listel zu ihm zurückkehrte, fragte er kurz und rauh: „Nun?"

„Er kann höchstens noch eine Stunde leben. Gehen wir ins Haus; hier kannst du nicht bleiben."

Ploërné bückte sich nach seiner Mütze, von der ein zerrissener Fetzen Tuch herunter hing. Als er sich entfernen wollte, trat Doktor Houchard auf ihn zu und hielt ihn zurück.

„Er möchte Sie noch sprechen, ehe er stirbt. Kommen Sie, diese letzte Bitte dürfen Sie ihm nicht abschlagen."

Ohne ein Wort der Erwiderung schritt der Kapitän dann allein auf den Verwundeten zu. Dieser lag auf Decken ausgestreckt, mit dem Todesschweiß auf der Stirn und mit eingesunkenem Munde, in den letzten Zügen.

„Was wünschen Sie noch von mir, mein Herr?" fragte Ploërné sehr ernst.

„Daß Sie mir die Hand reichen!" stöhnte der Sterbende.

„Es sei, aber zuerst sollen Sie erfahren, was ich Ihnen vor den Andern nicht auseinandersetzen konnte. Von jenen

jungen Mädchen, auf die beide der Verdacht, den Sie in mir wachgerufen haben, fallen muß, ist die eine meine Braut, und ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ermessen Sie daraus das Unheil, daß Sie angerichtet haben. Ich beschwöre Sie ... ich flehe Sie an ... lassen Sie mich nicht in der gräßlichen Ungewißheit, die mich fast aufzehrt! Erlösen Sie mich von meiner Qual und sprechen Sie! Welche haben Sie gemeint: Therese ... oder Lydia ... Wollen Sie, daß ich Ihnen diejenige nenne, die ich liebe?"

Girani schüttelte den Kopf; über sein fahles Gesicht breiteten sich schon die bläulichen Schatten des Todes. „Nein," erwiderte er leise.

„Wollen Sie mich denn zur Verzweiflung bringen?" begann er aufs neue. „O, haben Sie Erbarmen mit mir! Welche ist rein? Welche ist die Unwürdige? Lassen Sie mich nicht beide verdächtigen! Zwingen Sie mich nicht, sie fragen, sie kränken zu müssen! Welche ist es? Lydia oder Therese?"

Wie er so über jenen, der von seiner Hand starb, geneigt stand, schien der Kapitän der Besiegte, der Verscheidende. Seine Blicke ruhten mit einem verzehrenden Feuer auf den entstellten Zügen des Italieners und forschten darin gierig nach einem kleinsten Zeichen, nach einem Beweise, nach einem Strahle der Wahrheit; aber über Giranis Lippen huschte nur ein schmerzliches Lächeln, und als Ploërné nochmals in ihn drang, murmelte er: „Ich darf es nicht."

Seine Augen traten aus den Höhlen, die Lider öffneten sich weit, als sähe er plötzlich ein unerwartetes Schauspiel vor sich. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und regte sich nicht mehr. Er war gestorben und sein Geheimnis hatte er mit hinübergenommen.

Der Kapitän fuhr zurück, selbst so blaß wie der Tote. „Es ist zu Ende!“ wandte er sich an die Freunde. Dann reichte er Listel seine zerrissene Mütze hin.

„Nimm meine Mütze und gib mir die deine,“ sagte er mit schrecklicher Ruhe. „Ich muß noch heute zum Admiral, denn morgen will ich abreisen.“

Und während er den drei andern Kameraden der Reihe nach die Hand zum Abschied schüttelte, fuhr er fort: „Ich bin euch ein recht schlimmer Gast gewesen und habe euch den Tag gründlich verdorben! Verzeiht!“

Um den Ausweg gewinnen zu können, mußte er an Girani vorbei. Noch einmal sah er nach ihm hin, als hoffe er von dem Toten zu erfahren, was der Lebende ihm verweigert hatte. Ausgestreckt, die Hände über die Brust gefaltet, als bete er, lag der Marquis da, weniger blaß, als während seiner kurzen Agonie. Er schien über den ewigen Traum, den er träumte, zu lächeln. Ploërné neigte sich langsam über ihn, machte das Zeichen des Kreuzes und ging.

Als er ins Haus zurückgelangt war, zog er seinen Mantel an, schnallte den Säbel um, und während er sich auf die Straße begab, murmelte er noch vor sich hin: „Was er mir nicht gesagt hat, müssen mir nun wohl die Mädchen selber sagen!“

Zweites Kapitel.

Die Familie de Saint-Maurice stammt von der Insel Martinique. Unter Ludwig XVI. beteiligte sich der Chevalier de Saint-Maurice als Schiffslieutenant an einem Kriegszug nach den Antillen, wurde von seinem Admiral in Fort de France ans Land gesetzt und zum Commandeur

der Citadelle der Stadt ernannt. Als der jüngste in der Familie besaß er nur wenig Vermögen, um so freigebiger hatte ihn Mutter Natur ausgestattet. Mit seinen äußeren Vorzügen eroberte er sich das Fräulein Hermine de Genestas und durch eine Heirat mit ihr wurde er einer der reichsten Grundbesitzer auf der Insel. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, ließ er sich auf seinen herrlichen Plantagen nieder, wo er der Stammvater eines adligen Geschlechtes wurde.

Ziemlich stark von philosophischen Ideen durchsetzt, denn die jüngeren Söhne waren stets als minder Bevorzugte in der Familie etwas revolutionär angehaucht, regte sich Herr de Saint-Maurice nicht besonders über den Umsturz auf, der Frankreich fast aus den Fugen und den König ums Leben brachte. Er übersandte seinem Vater und seinem ältesten Bruder, die als Emigranten in Deutschland hart unter dem Druck der Verhältnisse zu leiden hatten, große Summen Geldes. Er wetterte nicht gegen die Thronbesteigung Napoleons und nannte ihn niemals verächtlich Bonaparte. Als die Engländer im Jahre 1809 die Kolonie angriffen und nahmen, kämpfte er tapfer und wurde für seine patriotische Aufopferung mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Während der Besetzung leistete er seinen Landsleuten durch sein diplomatisches Verständnis bedeutende Dienste, die nicht wenig dazu beitrugen, den Inselbewohnern das feindliche Joch zu erleichtern. Die Regierung der Restauration fand ihn ihm Besitze einer ungeheuren Popularität und war klug genug, ihn zum Gouverneur der zurückeroberten Insel zu ernennen. Dieser begüterte, von Erfolg gekrönte Mann starb hochbetagt und hochgeehrt im Jahre 1840, von Enkeln umgeben und allgemein von den Weißen wie von den Schwarzen betrauert.

Mit Herrn de Saint-Maurice schien auch das Glück

den häuslichen Herd der Familie verlassen zu haben. Die schlecht geleiteten Plantagen verloren an Wert. Einer der Söhne ging nach Europa, nachdem er seinen Anteil an den Besitzungen zu Geld gemacht hatte, und schon nach kaum dreißig Jahren war dieses einst so glänzend dastehende Geschlecht zur Mittelmäßigkeit herabgesunken. Auf der Insel Martinique gab es nur noch eine Frau de Saint-Maurice, eine Witwe mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter, die in Fort de France ein Haus bewohnte und ziemlich bescheiden von einer Rente von etwa zwanzigtausend Franken lebte.

Die Ereignisse des Krieges von 1870 waren fast spurlos an den beiden Frauen vorübergegangen, da die Insel von der deutschen Marine nicht bedroht wurde. Madame de Saint-Maurice führte dasselbe ruhige Leben unter der Republik weiter, das sie unter dem Kaiserreich geführt hatte, als ein Brief aus Europa all ihren Plänen mit einem Schlag eine ganz andre Richtung gab.

Ihre Schwester, die Witwe eines reichen Bankiers in Paris, lag auf dem Totenbett und richtete sterbend die Bitte an sie, sich ihrer einzigen Tochter anzunehmen, die als Waise und ohne Anverwandte väterlicherseits zurückblieb. Die gute Frau de Saint-Maurice, die ein sehr weiches Gemüt und keinen zwingenden Grund hatte, der sie in Fort de France zurückgehalten hätte, zögerte keinen Augenblick und schiffte sich schon nach vierzehn Tagen mit ihrer Tochter und einer mulattischen Dienerin, namens Leïla, nach Europa ein.

Als sie in Paris anlangte, fand sie die Schwester, die sie wiederzusehen gehofft hatte, nicht mehr unter den Lebenden, und nur ihre in Trauer gekleidete Nichte empfing sie. Das junge Mädchen hatte sich schluchzend in die Arme ihrer Tante geworfen, die ihr eine Fremde war, zu der sie sich aber vom ersten Moment an hingezogen fühlte, und

Lydia, in der sie bereit war, eine Schwester zu sehen, hatte sie zärtlich geküßt. Dann hatten sich Madame de Saint-Maurice und ihre Tochter behaglich in der mit großem Luxus ausgestatteten Villa eingerichtet, die Madame Letourneur in nächster Nähe der Champs Elysées, in der Avenue Hoche, hatte erbauen lassen.

Schon am folgenden Tag hatte Lieutenant Ploërné, ein tüchtiger, im Marineministerium angestellter Offizier, den Damen seinen Besuch abgestattet. Graf Raimond von Ploërné, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes aus der Bretagne, war der Jugendgespiele Therese Letourneurs. Der Bankier, Thereses Vater, hatte sich des Neffen seiner Frau aufs eifrigste angenommen, als er, von seiner Familie getrennt, die in ihrem Schloß in der Bretagne weilte, nach Paris aufs Gymnasium gekommen war, um sich für die Kriegsschule vorzubereiten. Herr Letourneur hatte ihm sein Haus geöffnet, in dem er wie ein eigner Sohn ein und aus ging, hatte seinen Einfluß geltend gemacht, um Raimond überall zu fördern und ihm seine am Anfang so schwere Carriere zu erleichtern. Er verschaffte ihm einige Seefahrten von Vorteil unter dem Kommando von Offizieren, deren Fähigkeiten ihnen die Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen versprachen. So hatte Raimond Beschützer gefunden, die sich dauernd für ihn interessierten und ihm, so oft es möglich war, die Gelegenheit boten, sich hervorzuthun.

Dank dieser Bevorzugung hatte der junge Graf sich mehr als einmal auf harte Proben gestellt gesehen, denn diese wetterfesten Seemänner schonten andre nicht mehr als sich selbst und erinnerten sich ihrer Getreuen ebenso gut, wo es Gefahren zu überwinden, als wo es Begünstigungen zu erteilen galt. So war es gekommen, daß Ploërné, der einfache Fähnrich, dem Admiral Jauréguiberry als Adjutant zugeteilt wurde und ihn von Orleans bis Le Mans begleitet

hatte. Immer im Feuer, immer im Schnee, vom Pulverdampf geschwärzt, im strömenden Regen erstarrend, schlug er sich Tag und Nacht während jenes heldenmütigen Rückzugs, wo die Chanzysche Armee todesmutig und unbesiegbar, den kriegerischen Geist Frankreichs verkörperte.

Lieutenant Ploërnés Zukunft war aus dem unheilvollen Feldzug gesichert hervorgegangen, denn man hatte ihn im Feuer zu sehen Gelegenheit gehabt. Ebenso kalt wie entschlossen besaß der blonde junge Mann mit den blauen Augen die ausdauernde und besonnene Tapferkeit der bretagnischen Rasse. Er war im Kampfe nicht minder gelassen, als im Feldlager, verlor nie den Kopf und führte Befehle mit einer solchen Genauigkeit aus, daß der Admiral in den kritischsten Situationen — und wahrlich, es hat deren nicht wenige gegeben — zu sagen pflegte: „So, Ploërné ist dort? Dann bin ich ruhig!“

Raimond war nach jeder seiner Fahrten anhänglich und liebevoll zu seiner Tante Letourneur zurückgekehrt und hatte stets eine väterliche Aufnahme bei dem reichen Financier gefunden. Als Ploërné das Erbe seiner Eltern antrat, war ihm der Bankier bei der Anlegung seines Vermögens behilflich, und mit dreißig Jahren besaß der junge Mann, dessen Bedürfnisse sich auf das Bescheidenste beschränkten, eine Rente von zweimalhunderttausend Franken. Seine Cousine Therese, an der er mit brüderlicher Zuneigung hing, war ein reizendes Kind von sechzehn Jahren, die von ihrer Mutter streng religiös erzogen wurde und deren sanftes und liebes Wesen zu Hochherzigkeit und Edelmut neigte. Sie war einer jener Charaktere, die, unerbittlich gegen sich selbst, um so nachsichtiger gegen andre sind. An dem Tage, da ihre Mutter starb, wurde sie von einem Mysticismus erfaßt, der Raimond ernstlich beunruhigte. Er allein stand Therese zur Seite und beweinte Madama Letourneur eben-

so aufrichtig, wie wenn sie seine eigene Mutter gewesen wäre. Aber Thereses starre Ruhe, die sich der Auffassung zuneigte, das Los ihrer Mutter, die nun zur Rechten des Heilands saß, beneidenswerter zu finden, als ihr eignes, und ihre religiöse Ueberschwänglichkeit ängstigten ihn. Nicht daß er ungläubig gewesen wäre. Die Einsamkeit zwischen Himmel und Wasser, der Anblick der Unendlichkeit, das Gefühl der menschlichen Ohnmacht befestigen im Seemann den Glauben. Er ist in jedem Moment dem Tode zu nahe, um nicht auf Gott zu bauen. Raimond hatte seine festen Grundsätze, aber es würde ihm dennoch großen Schmerz verursacht haben, wenn Therese, um sich der Religion ganz in die Arme zu werfen, der Welt entsagt hätte.

Eines Tages führte er eine Aussprache mit ihr herbei, nachdem sie vom Kirchhof zurückgekehrt war, wohin sie seit dem Tode ihrer Mutter täglich fuhr. Er veranlaßte sie, sich mit ihm in den hinter der Villa gelegenen Garten zu begeben und sich dort mit ihm auf eine Bank zu setzen.

„Du beunruhigst mich, Therese," begann er. „Du suchst Trost für deinen Schmerz in einem Gedankengang, der mir ungesund zu sein scheint und den deine Mutter, davon bin ich überzeugt, nicht gutgeheißen hätte. Du bist zu kleinmütig. Du mußt mit mehr Ergebung und Klarheit die Leiden des Lebens auf dich nehmen, und zwar als das, was sie sind: eine harte Prüfung, die uns auferlegt wird und der wir uns nicht entziehen dürfen."

„O, Raimond," stammelte das junge Mädchen unter Thränen, „begreifen Sie denn meine Mutlosigkeit nicht und den Wunsch, den ich habe, einen moralischen Halt zu finden, der mir meine Seelenruhe wiedergibt?"

Das junge Mädchen redete Ploërné mit „Sie" an, während er sich nie hatte dazu bringen können, ihr gegen-

über, die er von klein auf kannte, das vertrauliche „Du“ abzulegen.

„Erstens bist du gar nicht allein,“ sagte Raimond, „so lange ich bei dir bin; das heißt meine Zuneigung zu dir schlecht verstehen, wenn du sie für gar nichts zählst. Und dann weißt du doch auch, daß deine gute Mutter kurz vor ihrem Tode an deine Tante de Saint-Maurice geschrieben und daß diese sich entschlossen hat, nach Frankreich überzusiedeln. In ihr wirst du eine wohlwollende und milde Beschützerin finden, und ihre Tochter, die ungefähr in deinem Alter ist, wird dir eine Gefährtin sein. Kannst du der Zukunft an ihrer Seite nicht ein wenig rosiger entgegensehen?“

„Gerade diese beiden Unbekannten machen mir ja Angst,“ erwiderte Therese leise. „Ihre Ankunft regt mich mehr auf, als sie mich tröstet. Wer sind sie, was sind sie und was werden sie wollen?“

„Nichts werden sie wollen, was du nicht selber willst. Du bist vollständig unabhängig und Herrin deiner selbst mit dem bedeutenden Vermögen, das dir deine Eltern hinterlassen haben.“

„Den ganzen Reichtum wollte ich gern opfern, um den Armen und Leidenden Linderung zu gewähren und um ihnen ihr Los zu erleichtern. Ich fühle mich so weltverloren, so trostlos und hoffnungslos, daß ich nur zu Füßen Gottes wieder werde glücklich sein können.“

„Kind, wir sind überall zu Füßen Gottes,“ erwiderte Ploërné; „man braucht nicht barmherzige Schwester zu werden, um Gott nahe zu sein. Augenblicklich bist du ganz urteilsunfähig. Du gehst in einem Uebermaß von Empfindsamkeit ins Extrem, was dein Kummer entschuldigt, wenn auch nicht erklärt. Ich bin dein einziger Anverwandter und habe deshalb die Pflicht, aufrichtig mit dir zu sein. Deine Pläne sind ganz und gar nicht ratsam. Ein Mädchen in deiner Lage

faßt keinen Entschluß, wie du ihn dir ausdenkst, ohne reiflich darüber nachgedacht zu haben. Also keine Exaltation, kein Himmelwärtsstreben. . . . Kehre zur Erde zurück und sei vernünftig. Du weißt, daß ich ein ebenso guter Katholik bin, wie einer, und gewiß nicht so mit dir spreche, um deinem christlichen Glauben entgegenarbeiten zu wollen, sondern um dich in ruhigere Bahnen zu lenken. Jedenfalls mußt du deine Tante abwarten, ehe du eine Entscheidung triffst. Es wäre sehr tadelnswert von dir, wenn du anders handeln wolltest."

Therese hatte diese brüderliche Ermahnung mit gesenktem Köpfchen hingenommen. Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte, flossen ihr die Wangen herab, und ihre Hände bewegten sich zitternd, als sie erwiderte: „Ich werde thun, was Sie von mir verlangen, Raimond; ich fühle, daß Sie recht haben und daß meine Mutter, wenn sie noch lebte, mir verbieten würde, den Schleier zu nehmen. Glauben Sie aber ja nicht, daß die Ankunft meiner Tante de Saint-Maurice und ihrer Tochter Lydia günstig auf meinen Seelenzustand einwirken wird . . . alles deutet mir darauf hin, daß mir nichts Gutes aus deren Gegenwart erblühen wird."

„Alles?"

„Ja, alles — meine Ahnungen und meine Träume sagen es mir."

„Deine Träume?"

Therese errötete und blickte verlegen zur Seite.

„Es ist dumm von mir, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe," sagte sie nach einer kleinen Pause, „Sie werden sich über mich lustig machen."

„Warum nimmst du dies an? Ist es je meine Gewohnheit gewesen, über etwas, was du mir anvertraust, zu lachen? Erzähle mir doch, vor was deine Träume

dich warnen," fragte er nicht ohne einen Anflug von Neugierde.

„Schon mehrmals, seitdem ich weiß, daß meine Tante die Insel Martinique verlassen wird, um dauernd in Frankreich zu leben, wurde ich von einer Traumvision gequält, und zwar immer von derselben. Ich sah ein Schiff, das in den Hafen einfuhr, ein schwarzes, unheimliches Schiff, aus dem drei Frauen ans Land stiegen: Madame de Saint-Maurice, Lydia und die Mulattin, die sie begleiten wird. Ich wollte zu ihrer Begrüßung hinzueilen, konnte mich jedoch nicht von der Stelle bewegen und war unfähig, ein Glied zu rühren. Da kamen sie mir entgegen, und mit jedem Schritt, den sie sich näherten, wurde es finsterer und finsterer um mich, während mir jede Energie fehlte, zu handeln, als ob das Erscheinen der drei Frauen alles in mir gelähmt und untergraben hätte. Sie traten in mein Haus ein und ließen sich darin behaglich nieder. Die Jüngste unter ihnen, die Lydia sein mußte und die schwarzes Haar und schwarze Augen hatte, rief mir mit spöttisch verzogenem Munde entgegen: ‚Von nun an ist dies unser Heim. Wir werden dir alles nehmen, was dein ist; du sollst weder Reichtum noch Liebe besitzen. Ich lege Beschlag auf den Anteil an Glück, den dir das Leben gewährt.‘

„Und die Mulattin zeigte mit einem schrecklichen Lachen ihre langen, mordgierigen Zähne. Meine Tante gab mit einem Nicken des Kopfes ihre Zustimmung zu meinem Elend und wiederholte: ‚Dein soll ihr Anteil an Glück im Leben sein!‘ Kaum hatte sie ausgesprochen, als sie alle drei meinen Blicken entschwanden und ich nur noch von dichten Nebeln umgeben war. Weit ab in der Dunkelheit leuchtete es hell auf, und als ich, von dem Scheine angezogen, durch das Stöhnen und Klagen unsichtbarer Wesen hindurch, jenem Lichte nachstrebte, konnte ich allmählich einen Altar unter-

scheiden, über dem sich ein strahlendes Kreuz erhob. Dann vernahm ich in der plötzlich eingetretenen Stille den Chor himmlischer Stimmen, und lieblicher Gesang, dessen Worte mir galten, entzückte mein Ohr: ‚Zu Füßen des Herrn allein wirst du Ruhe und Frieden finden, fern von den Stürmen, den Leiden und Ungerechtigkeiten der Welt. Da wartet deiner weder Enttäuschung, noch vergebliches Sehnen. Allem Niedrigen entrückt, wirst du in ewiger Seligkeit atmen. Und das Leid, das man dir zufügte, wird sein, als wäre es nie gewesen.‘ Ich ging wie in einem Freudentaumel, und all mein Fürchten, all mein Grämen schwand vor dieser göttlichen Begeisterung dahin.“

Das junge Mädchen blickte ernst zu Raimond auf, und als sie ihn fast nachdenklich ihrer Traumvision lauschen sah, fuhr sie fort: „Glauben Sie mir, mein lieber Freund, ich habe mir redlich Mühe gegeben, diese Bilder zu verscheuchen und mich ihrem Einfluß zu entziehen. Aber fast jede Nacht kehren sie mit grausamer Aufdringlichkeit wieder. Immer ist es derselbe beängstigende Anfang und immer dasselbe versöhnende Ende. So kam es, daß meine Gedanken in jene Bahnen gerieten und daß ich Frieden und Glück nur noch in einem Verzicht auf alles Irdische und in einer Aufopferung meines ganzen Seins erhoffe.“

„Woher kommt denn aber nur,“ fragte Raimond erstaunt, „diese Voreingenommenheit deinerseits für jene Frauen, die du gar nicht einmal kennst und die in ihrer Handlungsweise gegen dich nur von den besten Absichten geleitet werden können?“

„Ich weiß es nicht; deshalb ist es aber doch so, und ich sage es Ihnen, ohne es erklären oder ergründen zu wollen.“

„Gibt irgend etwas in den Briefen deiner Tante oder in einer Thatsache, die man dir von ihr erzählt hat, eine Veranlassung, die man als Ausgangspunkt für deine

Einbildungen ansehen könnte? Denn es sind einfach Einbildungen, liebes Kind, weiter nichts."

„Das mag wohl sein und ich wüßte nichts, was meine Befürchtungen begründen könnte. Mein Tante hat mir nur ein einziges Mal geschrieben, und da war ihr Brief voll Güte und Freundlichkeit für mich. Ich habe nie irgend etwas über sie oder ihre Tochter gehört, was mir Abneigung einflößen könnte. Und dennoch habe ich Angst vor ihnen, und ich sage Ihnen, jene Warnung kommt von oben. . . . Sie tadeln mich, weil ich sie nicht zurückdränge, wer aber will mir nachweisen, daß sie nicht auf Wahrheit beruht und daß ich nicht klüger handeln würde, wenn ich ihr Folge leistete?"

„Kind, später kannst du ja thun, was du willst, aber für den Augenblick stehst du unter meiner Obhut. Deine Mutter hat dich mir anvertraut, und ich wünsche nicht, daß sich irgend etwas in deiner äußern Lage verändert, bevor deine Tante hier ist. Du weißt Wort zu halten. Willst du mir versprechen, daß du dich vorher nicht binden wirst?"

„Ich verspreche es."

„Das ist recht. Und nun laß uns zum Essen gehen; wir werden eben gerufen."

Sie kehrten zusammen ins Haus zurück, und das Thema wurde nicht mehr zwischen ihnen berührt. Schon in der darauffolgenden Woche kam Madame de Saint-Maurice mit ihrer Tochter und der Mulattin in Paris an. Kein bedrohliches Warnungszeichen begleitete ihre Ankunft: Der Landauer, der sie brachte, war nicht schwarz und die Pferde hatten nichts geheimnisvoll Schauerliches an sich. Lydia umarmte ihre Cousine mit überwallender Zärtlichkeit und die Gräfin schloß die junge Waise weinend in ihre Arme. Nur Leïla zeigte in ihrem bronzefarbenen Gesicht die weißen, spitzen Zähne, aber ihr Lächeln war so gut-

mütig, daß es unmöglich Angst einflößen konnte. Vom ersten Moment an fühlte Therese, daß sie ihre Verwandten lieben würde, und ihre Ahnungen erschienen ihr jetzt einfältig und überspannt. Dies gestand sie Raimond noch am selben Abend ein, als er Madame de Saint-Maurice seine Aufwartung machte.

Die beiden jungen Mädchen saßen zusammen im Salon, während Madame de Saint-Maurice in einem Lehnstuhl lag. Kein Augenblick war seit ihrer Abreise aus der Heimat vergangen, wo sich die Gräfin nicht über irgend etwas zu beklagen gehabt hätte. Den Lieutenant empfing sie mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit, als habe sie ihn sein Lebenlang gekannt: „Seien Sie mir willkommen, lieber Neffe, und entschuldigen Sie, wenn ich sitzen bleibe, aber seit Wochen bin ich vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht. Ihre entsetzlichen Schiffe haben mich so durchgerüttelt, daß mir heute noch zu Mute ist, als sei ich auf einer Schaukel, und so oft ich aufrecht stehe, dreht sich alles mit mir im Kreise herum. ... Sie sehen Ihrem Vater, den ich aus den Augen verlor, als er in Ihrem Alter stand, sehr ähnlich. ... Darf ich Sie meiner Tochter, Ihrer Cousine Lydia, vorstellen?“

Raimond drehte sich nach der Seite um, wo Fräulein de Saint-Maurice saß, und starrte fast unbeweglich auf das Mädchen hin, so betroffen war er von ihrer Schönheit. Er vergaß alles außer ihr und betrachtete sie mit verzehrenden Blicken. Sie war groß, mit der ganzen gazellenartigen Schlankheit ihrer sechzehn Jahre, aber breitschultrig und schon voll entwickelt; eine frühreife Frucht, die von einer tropischen Sonne gezeitigt war. In ihrem weißen Gesichte, das an eine Kamelie erinnerte, funkelten ein Paar tiefschwarze, von langen Wimpern umschattete Augen. Zwischen den purpurroten Lippen des kleinen Mundes hervor leuchteten

zwei Reihen perlengleicher Zähne und ihr rundes, mit einem Grübchen versehenes Kinn verlieh ihrer Physiognomie einen entzückenden Ausdruck von kindischem Trotz. Händchen und Füßchen waren die einer Kreolin, die gewohnt ist, sich bedienen und tragen zu lassen, ohne selbst einen Finger dabei zu rühren oder einen Fuß auf den Boden zu setzen. Dennoch strömte ihre ganze Persönlichkeit Leben aus, und einmal von der Leidenschaft fortgerissen, mochte sich diese träge Natur zu vollem, energischem Handeln aufschwingen.

Zu ihr bildete Therese einen Gegensatz, wie man sich ihn größer nicht vorstellen konnte. Mit einfach geordnetem, blondem Haar, sanften blauen Augen und einer kaum entwickelten Figur, machte sie noch ganz den Eindruck eines Kindes. Zartheit, fast Schwäche zeigte sie, wo die andre in ihrer üppigen Kraft erschien. Als Lydia auf die verlegene Begrüßung ihres Vetters lächelnd und mit einem Wohlklang in ihrer tiefen Stimme antwortete, der den jungen Mann bis in sein Innerstes erregte, erhöhte sie seine Verwirrung noch. Dieses weiche, einschmeichelnde Organ, das sein Ohr wie der harmonische Klang eines Cellos berührte, entzückte ihn, aber es war nicht die Stimme eines jungen Mädchens, es waren die Töne des reifen, leidenschaftlichen Weibes.

Ploërné ärgerte sich über sich selbst, daß er sich so schnell und vollständig gefangen nehmen ließ; er bäumte sich mit aller Macht dagegen auf, predigte sich Vernunft und sagte sich, daß zu einer solchen Erregung keine Veranlassung vorliege. Therese sprach lebhaft in ihn hinein, aber er vernahm nur das Geräusch von Worten, ohne deren Sinn zu verstehen. Trotz aller guten Vorsätze blieb er unter dem Bann der hinreißend schönen Kreolin, die ihm mit ihren roten Lippen und ihren berückenden Augen anlächelte. Endlich faßte er sich etwas, als sie eine Frage an ihn zu

richten begann: „Sind Sie auf Ihren Reisen nie in die Nähe der Insel Martinique gekommen? Dann hätten Sie uns doch wohl aufgesucht, oder hatten Sie vergessen, daß Verwandte von Ihnen dort lebten?“

Er erwiderte, daß er vor dem Kriege Fahrten nach der afrikanischen Küste und nach den Gewässern von Senegal mitgemacht habe, daß ihn der Zufall seines Berufes jedoch nie in das Bereich der Antillen geführt habe. Er hätte aber bestimmt auch dorthin eine Reise gemacht, wenn er das Vergnügen ihrer Bekanntschaft schon früher gehabt hätte; der Zauber, den sie auf ihn ausübe, würde ihm keine noch so abschreckende Aufgabe als zu schwer haben erscheinen lassen, wenn es die Möglichkeit gegolten hätte, in ihre Nähe zu gelangen. Seine Blicke sagten bei diesen Worten so viel, daß ihn Therese erstaunt anschaute. Lydia jedoch blieb vollständig ruhig und ließ sich in keiner Weise durch diese untrüglichen Anzeichen seiner Bewunderung aus der Fassung bringen; vielmehr fuhr sie fort, ihn mit ihrem vollen Mund und ihren magnetischen Augen herausfordernd anzulächeln.

„Lieber Neffe,“ sagte Madame de Saint-Maurice, „Sie wissen wohl, daß wir im Hotel absteigen und uns dann eine Wohnung in der Stadt suchen wollten; unsre kleine Therese ließ es aber nicht zu; sie will, daß wir bei ihr bleiben.“

„Damit, liebe Tante, hat sie auch vollkommen recht,“ erwiderte Raimond, „und ich kann sie gar nicht genug in dieser Absicht unterstützen.“

„Ich bin so erschöpft von der gräßlichen Reise, daß ich die Schwachheit hatte, ihre Einladung vorderhand anzunehmen; ich möchte aber niemand zur Last fallen, und erst nach einigen Tagen, wenn ich die Sache reiflich überlegt habe, werde ich eine definitive Entscheidung treffen.“

Die Entscheidung, die man traf, war dann auch die,

daß man in dem Heime der Nichte verblieb. Die Gräfin gab bei diesem Entschlusse mehr den Bitten der andern Gehör, denn die Aussicht, einem großen Haushalt vorstehen zu müssen, war durchaus nicht nach dem Geschmack der trägen Südländerin. Ploërné behauptete jedoch, daß für Therese eine Gefahr in der Vereinsamung läge, Lydia erklärte, daß man unmöglich eine schönere Wohnung als die Villa Letourneur finden könne, und Therese bat so herzlich, daß Madame de Saint-Maurice, trotzdem sie noch immer über die unausstehliche Kälte in Paris jammerte, sich für dauernd in der Villa einrichtete und deren Leitung übernahm.

Oder vielmehr sie gab ihr Amt an ihren weiblichen Minister, an die Mulattin Leïla ab, die vom ersten Tag an zeigte, welche Autorität sie sich in dem Hause ihrer Herrin zu verschaffen im stande war.

Leïla hatte mit einer durch den Tod der Frau Letourneur und durch Thereses Apathie ganz aus Rand und Band geratenen Dienerschaft zu thun, welche die im Hauswesen eingerissene Anarchie in vollen Zügen genoß. Die guten Leutchen hatten sich in wenigen Wochen daran gewöhnt, nur das zu thun, was ihnen beliebte, und da sie sich über dieses Belieben nicht immer untereinander einigen konnten, so war bald von irgendwelcher Pünktlichkeit oder Regelmäßigkeit in ihren Dienstleistungen keine Rede mehr.

Die Schwarze, die am Abend ihrer Ankunft im Dienstbotenzimmer nicht wenig gehänselt worden war und die nur ein Lächeln als einzige Antwort auf all die Spöttereien gehabt hatte, brachte auch die Widerspenstigsten in wenigen Tagen zum Schweigen. Sie bewies den Weißen, daß auch die Schwarzen Talent zur Tyrannei haben, wenn sich ihnen nur die Gelegenheit dazu bietet. Was nicht gehorchen lernte oder sich nicht unter ihrem Joche zu beugen verstand,

wurde ohne weitere Umstände, ohne Lärm, im Handumdrehen vor die Thüre gesetzt.

Von da ab spielte die Mulattin in uneingeschränkter Machtausübung Vorsehung über das Geschick der Jungfern, Kutscher und Diener im Hause. Niemand wagte vor ihr zu mucksen, und sie, die man erst im Spott „die Mohrin“ gescholten hatte, wurde nun mit gewünschter Ehrerbietung „Madame Leïla“ genannt. Diese schwarze Despotin gab die Zügel ihres Regiments nur vor einer einzigen Person aus den Händen, vor Lydia, deren Amme sie gewesen war. Alles was Lydia that oder sagte, war gut. Jede Kritik hörte bei dieser klugen und listigen Frau auf, wenn es die Launen und selbst die unvernünftigsten derjenigen galt, die sie demütig ihre „Gebieterin“ nannte, und Leïlas Unterwürfigkeit Lydia gegenüber grenzte an Fanatismus. Sie war in des Wortes ureigenster Bedeutung die Sklavin des jungen Mädchens. Lydia hätte Mord oder Diebstahl von ihr verlangen können, sie hätte beides ihr zu Gefallen vollführt, und zwar ohne zu zaudern. Stundenlang konnte sie in Lydias Schönheit versunken stehen, stundenlang das junge Mädchen in der Hängematte schaukeln und ihr die Lieder ihrer Heimat singen, nur um bei ihr sein und sie sehen zu dürfen.

Gegen Therese hegte sie von der ersten Minute an einen geheimen Groll, denn Leïla war über die materielle Stellung Fräulein Letourneurs empört, die, im Besitz der Villa und des ganzen großen Vermögens, das Uebergewicht im Hause hatte. Leïla dachte beständig über diese Ungerechtigkeit nach: „Sollte nicht Lydia, welche die Schönere ist, auch die Reichere sein? Die andre ist gerade gut genug, um meine Gebieterin zu bedienen. Man braucht sie ja nur nebeneinander zu sehen, um den Unterschied sofort herauszufühlen. Mein Liebling ist eines Fürsten wert, für ihre

Cousine paßt höchstens ein Mann des Erwerbs.“ Arbeiten war der Inbegriff alles Niedrigen und Gemeinen für die Schwarze, die nie etwas andres von ihrer Herrschaft gehört hatte, als daß Arbeit mit Sklaverei gleichbedeutend sei. Geld haben und nichts thun, das machte den hochstehenden Menschen. Der Reichste und der Faulste war deshalb in ihren Augen der Fürst, und deshalb mußte ihre Lydia eigentlich eine Fürstin sein. Aber die andre hatte alle Vorteile, die ihre geliebte Herrin entbehren mußte, und in ihrem Innern legte die Schwarze diese kränkende Ungleichheit Therese zur Last.

Dagegen hatte Raimond die volle Gunst der Mulattin für sich gewonnen, ohne sich irgendwelche Mühe nach der Richtung hin gegeben zu haben. Die leidenschaftliche Verehrung, die er für Lydia hegte und die Leïla sofort durchschaut hatte, genügte, um ihm die ganze Sympathie der Schwarzen zu erringen. Den Offizier und die Dienerin verband ein gemeinsames Interesse, denn sie hatten einander bald verstanden und erkannt; liebten sie doch beide mit derselben schrankenlosen, blinden Vergötterung, existierte für sie doch nur noch, was irgendwie mit dem Ideal zusammenhing, dem sie huldigten, und ihm waren sie bereit, alles zu opfern. Von da an empfand die Mulattin eine Zärtlichkeit, etwa wie die eines Hundes zu seinem Herrn, für den jungen Seemann. Wenn er kam, öffnete sich ihr Mund, aus dem die weißen, spitzen Zähne hervorblitzten, zu einem breiten Lächeln, und während sie ihm einen freundlichen Gruß bot, lief sie auch schon weg, um die „Gebieterin“ zu rufen. Zwei Gründe waren es, die sie zu dem jungen Mann hinzogen: Er war auch reich und liebte Lydia. Das war der Fürst!

Wenn Raimond und Lydia zusammen waren, ob im Garten oder im Salon, spielte Leïla die Schildwache, um,

so oft es nur anging, Störungen abzuhalten; anderseits wieder überwachte sie die beiden strenge, eine Mühe, die sie sich unnützerweise nahm, denn eine ehrfurchtsvollere Liebe, als die Raimonds für Lydia, gab es wohl kaum. Nicht er, Lydia überschritt in ihrer Koketterie die Grenzen, wenn sie, mit ihm spielend, seine Leidenschaft zu reizen und anzufachen wußte. Diese tropische Blume mit dem betäubenden Duft entfaltete sich vor seinen Augen in ihrer vollen Pracht und verwirrte die Sinne des sonst so ernsten und überlegten Bretagners. Blieb er dann ein paar Tage fort, so zog es ihn wieder mit um so unwiderstehlicherer Macht zu ihr zurück, die ihn ruhig und siegessicher empfing, während sie sich innerlich über die Schüchternheit des verliebten Lieutenants lustig machte.

Sie hatte mit Leïla schon öfter über Ploërné gesprochen und mit ihr nüchtern und klar die Vorteile abgewogen, die eine Verbindung mit Raimond für sie haben konnte. Des Abends vor dem Schlafengehen, wenn ihr die Mulattin, die um keinen Preis eine Jungfer ins Zimmer zu ihrer Herrin gelassen hätte, beim Auskleiden behilflich war, erzählte sie in scherzendem Spotte von den Ereignissen des Tages.

„Er hat mir seine Liebe noch nicht gestanden, Leïla, aber er hatte die Worte auf den Lippen; ich sah es an seinem Zittern, an seiner Blässe; dann raffte er seine letzte Kraft zusammen und schwieg. Auf was er wohl wartet?"

„Wollen Sie denn, Gebieterin, daß er spricht?"

„Warum nicht? Ebensogut er, als ein andrer. Er mißfällt mir nicht und ist reich. Aber diese Europäer haben Fischblut in den Adern; ein Kreole hätte schon lange alles vom Herzen. Er kommt, grüßt, setzt sich, spricht ruhig und wirft mir ein paar Schmeicheleien hin. Das aber auch noch nicht einmal jeden Abend; da hat er schon seinen guten

Tag, wenn er das thut! Er beschäftigt sich eifrig um meine Mutter, läßt sich von ihr die täglichen kleinen Miseren vorjammern, bedauert sie mit einem gutmütigen Lächeln, trinkt eine Tasse Thee, erhebt sich punkt elf Uhr, verabschiedet sich, verteilt ein paar liebenswürdige Brocken zwischen mir und Therese, wobei für mich extra ein schmachtender Blick abfällt, und zieht sich zurück, ohne mir auch nur einen Schritt näher gekommen zu sein. In dem Tempo dauert die Geschichte noch zehn Jahre, ehe etwas daraus wird."

„Sie sind erst in Ihrem siebzehnten Jahre; vielleicht hält ihn das zurück."

„In meinem Alter ist eine Kreolin so weit, wie eine Europäerin mit zwanzig Jahren. Sieh nur einmal Therese an; sie ist gleichaltrig mit mir und noch das reine Kind."

Leïla schüttelte bedächtig den Kopf.

„Therese ist kein Kind mehr. Nehmen Sie sich vor der in acht. Die weiß mehr, als Sie glauben, aber sie ist klug und berechnend und sagt nichts, was sie nicht gern sagen möchte!"

„Was meinst du damit? Sprich deutlicher."

„Beobachten Sie doch Therese einmal, wenn Graf Ploërné da ist, anstatt daß Sie sich so ausschließlich damit beschäftigen, ihm den Kopf zu verdrehen; dann werden Sie das bemerken, wovon Sie bisher noch keine Ahnung hatten und was ich längst entdeckt habe."

„Sollte sie Raimond lieben?" In Lydias Augen leuchtete es eigentümlich auf, aber sie fügte ernst hinzu: „Armes Kind! Wenn dem so ist, will ich ihr gern Ploërné überlassen. Aber er," und ein dämonisches Lächeln umspielte den sinnlichen Mund, „wird er wollen? Er liebt mich auf seine Weise, die allerdings nicht nach meinem Geschmack ist, aber ich glaube, seine Liebe ist tief und aufrichtig."

„Das ist sie, Gebieterin. Aber beobachten sie trotzdem Therese; wir müssen wissen, was wir von ihrer Seite zu fürchten haben.“

Lydia zuckte verächtlich die Achseln.

„Von dieser Kleinen zu fürchten? Du kennst sie nicht, Leïla. Ihr Beruf ist entsagen, und je schwerer ihr ein Opfer fällt, das ihr das Gewissen auferlegt, desto mehr Selbstkasteiung wird sie anwenden, um sich zu überwinden. Sie ist die verkörperte Tugend. Ich glaube, kalte Naturen haben das Privilegium aller Tugenden!“

Nach diesen Worten begann sie ihre schweren Flechten zu lösen, während sie wohlgefällig ihrem Bilde zulächelte, das ihr der Spiegel in voller Lieblichkeit entgegenwarf. Dann summte sie ein Liedchen vor sich hin und schien mit keinem Gedanken mehr an das zu denken, was sie soeben noch mit ihrer Vertrauten besprochen hatte. Aber in Wahrheit beschäftigte sie das Thema nur zu sehr, denn sie vergaß nicht so leicht ihre eigenen Interessen, doch hielt sie es für klüger, selbst vor Leïla so zu thun, als habe deren Mitteilungen sie nicht berührt. „Armes Kind!“ murmelte sie nochmals mit stolzem Selbstbewußtsein vor sich hin, und dann entließ sie die Dienerin, um allein zu bleiben.

Den Tag darauf beobachtete Lydia, wie die Mulattin es ihr geraten hatte, das junge Mädchen; aber Therese verriet nichts von dem, was ihr Innerstes beschäftigte. Diese Blondine mit den sanften Augen hatte einen festen Charakter, und wenn sie sich einmal eine Handlungsweise vorgeschrieben hatte, wich sie nicht so leicht davon ab. Der Eindruck, den Lydia sofort auf Raimond gemacht hatte, und das stumme Entzücken, mit dem er sie betrachtete, war Thereses Blicken nicht entgangen, und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Bisher hatte sie ihrem Vetter eine

zärtliche Neigung entgegengebracht, hatte sich offen und ungekünstelt vor ihm gezeigt, so wie sie war, in der ganzen Einfachheit ihres Wesens! Zwischen ihm und ihr hatte nie ein Geheimnis bestanden, sie hatten sich alles gesagt und in vollem Vertrauen hatte ihm Therese stets Rede und Antwort gegeben, so wie damals, als er mit ihr über ihre religiösen Neigungen gesprochen hatte. Zu jener Zeit, also wenige Wochen vor der Ankunft ihrer Anverwandten, war ihr Herz noch frei gewesen und sie hätte sich dem Dienste des Herrn ohne jedes Opfer weihen können, den Freuden der Welt gern entsagend. Wenn sie Raimond liebte, so war diese Liebe eine so gewohnheitsmäßige und verwandtschaftliche Empfindung, daß sie sich keine Rechenschaft darüber abgelegt hatte.

Erst als sie Ploërné mit Lydia sah, erschauerte Therese bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele hinein. Während sie sich eingestehen mußte, daß ihr eine Rivalin, und zwar eine bevorzugte, in Lydia erwuchs, erwachte die Eifersucht in ihr und entdeckte sie den wahren Charakter ihrer Liebe für Raimond. Sie fühlte einen brennenden Schmerz, vor allem darüber, daß ihr die treue Neigung dessen verloren ging, von dem sie geglaubt hatte, daß er ihr immer anhängen würde; dann darüber, daß sie auf das Glück der anderen neidisch war. In den Augen des fein organisierten, edeldenkenden Mädchens war Eifersucht eine erniedrigende, fast entehrende Empfindung, und sie schwur sich zu, sie niemals zum Durchbruch kommen zu lassen. Sie überwachte sich aufs strengste, und in Lydias und Raimonds Gegenwart waren ihre Züge wie aus Marmor gemeißelt, so kalt, so starr, um ja ihr Geheimnis nicht zu verraten. War sie allein, dann überfiel sie Verzweiflung, und in solchen Momenten hatte Leïla Gelegenheit, sie zu beobachten.

Ohne die Mulattin hätte Lydia keine Ahnung von der hoffnungslosen Liebe Thereses zu Ploërné gehabt; aber die Entdeckung Leïlas nützte dem armen Mädchen wenig, da die egoistische junge Kreolin sich nicht viel um die Gefühle ihrer Cousine kümmerte und nach wie vor mit dem unerschütterlichen Gleichmut eines Idols die stumme Anbetung Raimonds entgegennahm, mochte sie der Unglücklichen auch das Herz brechen.

Ein von Lieutenant Ploërné vorhergesehenes und im stillen von ihm gefürchtetes Ereignis beschleunigte jedoch die Dinge. Er erhielt den Befehl, sich unverzüglich auf der Marinepräfektur in Toulon zu melden, um nach Tonkin abzusegeln.

Es war zu einer Zeit, wo die französische Expedition mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Admiral Courbet hatte den Oberbefehl übernommen und marschierte auf Hanoi los. Für einen Mann, der so mit Leib und Seele Soldat war, wie Ploërné, mußte diese Einberufung erwünscht sein, führte sie ihn doch in Länder, wo man sich tapfer schlagen konnte, wo es Thaten zu verrichten, Beförderung zu erhoffen und Lorbeeren zu ernten gab. Ein halbes Jahr früher würde Raimond darüber außer sich vor Freude gewesen sein; jetzt liebte er, und mit Trauer im Herzen bereitete er sich darauf vor, den Befehlen seiner Vorgesetzten Folge zu leisten und Frankreich zu verlassen. Noch am selben Abend begab er sich in die Villa der Avenue Hoche. Gegen seine Gewohnheit war er in Uniform. Als er in den Salon trat, in dem sich Madame de Saint-Maurice mit Therese und Lydia befand, empfing ihn gleichzeitig der Ausruf der jungen Mädchen: „Wie, in Gala? Was bedeutet dies? Kommen Sie von einem offiziellen Feste?"

„Vom Ministerium, aber von keinem Feste," erwiderte

Ploërné lächelnd; „von Festlichkeiten war keine Rede, sondern sehr vom Gegenteil.“

„Von Dienstangelegenheiten?“

„Und von recht ernsten,“ gab er zur Antwort. „Ich muß ohne Aufschub morgen abreisen.“

„Sie reisen ab!“

Wie aus einem Munde erscholl es von Lydia und Therese, in einem Tone, der bei beiden dasselbe Interesse verriet. Sie erröteten und ihre Blicke trafen sich verwirrt.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Lydia, die sich zuerst wieder gefaßt hatte; „weit fort?“

„Sehr weit.“

„Auf lange?“

„Auf sehr lange; vielleicht für immer.“

„Werden Sie ins Treffen kommen?“

„Für uns Seeleute bedarf es dessen nicht,“ erwiderte Ploërné wehmütig, „um uns in Gefahr zu bringen. Das Meer ist allein schon genügend zu fürchten und das Klima ist in jenen Gegenden ein mörderisches. Wir haben nur die Qual der Wahl, auf welche Weise wir unser Leben aufs Spiel setzen wollen. Da, wo ich hingeschickt werde, ist alles vereint: Meeresgefahr, schlechtes Klima und Kampf. Es ist übrigens ein Ehrenposten, zu dem man nur solche Offiziere entsendet, auf die man zählen kann. Ich werde dort also avancieren, oder . . .“

Der Seemann schüttelte energisch und wie zur Abwehr den Kopf und sein Gesicht erhellte sich unter einem Hoffnungsstrahl, als er mit fester Stimme hinzufügte: „Aber ich werde avancieren. Wenn ich zurückkehre, werde ich die fünf Tressen am Aermel haben und Kapitän sein. Das Schlimmste meiner Carriere habe ich dann hinter mir.“

Madame de Saint-Maurice, die erst erstaunt und dann voll Interesse dem raschen Austausch von Fragen und Ant-

worten der Ihren gelauscht hatte, benutzte eine kleine Pause im Gespräch, um einzuschalten: „Wie, lieber Raimond, nachdem wir uns kaum erst kennen gelernt haben — und unter welch trauriger Veranlassung — sollen wir schon wieder getrennt werden? Wir kommen an, da reisen Sie ab! Das ist in der That eine unangenehme Ueberraschung. Wohin geht es denn eigentlich?“

„Morgen, liebe Tante, schiffe ich mich auf dem Dampfer ‚La Normandie‘ mit noch vier andern Offizieren und zweihundertfünfzig Mann nach Tonkin ein. Wir sollen die Reihen des Generalstabs und der Soldaten, in die große Breschen geschossen sind, wieder vervollständigen. Unser erster Bestimmungsort ist Haiphong. Von da vereinigen wir uns den Befehlen gemäß, die wir nach unserer Ankunft vom Admiral erhalten werden, mit ihm in Hanoi, wo wir mit unserm Geschwader vor Anker gehen. Wir werden kämpfen, zu Wasser oder zu Land, vielleicht auf beiden; dies ist das einzige, was ich im voraus bestimmt weiß. Und was für ein Kampf wird das werden! Leute, die man von so weit herkommen läßt, sind nicht in bester Laune, und darum wehe dem Feinde!“

„Ihr Beruf ist schrecklich, Raimond,“ sagte Madame de Saint-Maurice schaudernd. „Was mir aber am entsetzlichsten wäre, ist die Seefahrt! Ich war so vollständig herunter von meiner Reise, daß ich sie um alles in der Welt nicht noch einmal machen würde! Wie kann man nur an Bord Ihrer Schiffe leben; das ist mir unfaßlich! Ohne Unterlaß auf so einer schmalen Planke hin und her geschaukelt zu werden! Ich glaube, da spränge ich lieber gleich ins Wasser, um der Geschichte ein Ende zu machen!“

Raimond und die jungen Mädchen hörten längst nicht mehr, was die Gräfin alles schwatzte. Sie hatten sich,

leise miteinander sprechend, in eine Fensternische gesetzt. Aber schon nach einigen Minuten erhoben sie sich wieder wie in stillschweigendem Uebereinkommen und traten durch eine Glasthüre auf eine in den Garten hinabführende Terrasse. Sie erstickten fast im Salon und brauchten die Frische der kühlen Abendluft für ihre erregten Nerven.

„Ihr werdet euch erkälten!“ rief die ewig frierende Gräfin ihnen nach. „Diese europäischen Nächte sind sogar im Juli feucht!“

Dann klingelte sie, und als Leïla eintrat, schickte sie dieselbe nach warmen Tüchern und Shawls für die jungen Mädchen.

Die jungen Leute gingen langsam um den Rasenplatz herum. Es war eine herrliche, milde Sommernacht, und ein leichter Wind trug den Duft der Blumen zu ihnen hin. Unter dem mit Sternen übersäten Himmel, zwischen den beiden Mädchen, erfaßte Raimond wehmutsvolle Trauer; war es doch das liebste auf der Welt, was er verlassen mußte; die eine, die er seit ihrer Kindheit kannte, die er hatte heranwachsen sehen und die er wie eine Schwester liebte; die andre, die erst seit einigen Monaten in seiner Nähe weilte, die ihn aber wie eine Zauberin mit einem Schlag unter ihren Bann gebracht, die er anbetete mit allen Fasern seines Herzens. Welches Glück, sie beide um sich zu haben, ihnen Worte sagen zu können, die den Stunden, in denen sie ausgesprochen werden, eine heilige Weihe verleihen und sie unauslöschlich in unser Gedächtnis eingraben. Und der kommende Abend würde sie schon auseinandergerissen haben, er würde auf dem Deck des Schiffes, das ihn in weite Fernen, vielleicht in die Ewigkeit entführte, einsam umhergehen, während sie im Garten, zwischen den duftenden Blumen wandelten. Seine gewohnte Festigkeit verließ ihn bei diesen Gedanken und sein Blick wurde

feucht, als er mit zitternder Stimme fragte: „Werdet ihr mein wenigstens gedenken, wenn ich so weit fort bin?"

Therese erblaßte ein wenig und sah mit ihren klaren Augen zu ihm auf.

„Ich werde keinen Abend einschlafen, Raimond, ohne für Sie gebetet zu haben, daß Sie uns wohlbehalten zurückkehren."

Lydia erwiderte leichthin: „Warum sollten wir Sie vergessen, lieber Vetter?"

Raimonds Stirne zog sich in Falten. Wie gern hätte er den feierlichen, ernsten Ton in Thereses Antwort auch aus Lydias Worten herausgehört. Aber die Heißgeliebte, die er unter dem Druck derselben Erregung und Pein, die ihn quälte, zu sehen gewünscht hätte, war kalt und gleichgültig, während er bei der Freundin, die er verließ, trotz ihres ruhig schlagenden Herzens, jenes Zittern der Lippen wahrgenommen hatte, das den hervorquellenden Thränen vorangeht, und den starren Blick, der das Zeichen eines traurigen, verzweifelten Gedankens ist. Raimond beachtete Thereses Erregung nur insofern, als sie ihm zum Vergleich für Lydias Kaltblütigkeit diente. Es kam ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, daß ihn Therese lieben könnte; er fürchtete nur, daß ihn die andre nicht liebte. Die Sehnsucht, sich die Geliebte zu erringen, stieg so überwältigend in ihm auf, daß er nur noch einem Gedanken Raum gab: „Wenn ich ihr meine Liebe heute abend nicht mehr eingestehen kann, wenn ich von ihr kein bindendes Versprechen erlange, wie soll ich von ihr scheiden und weiter leben können? Nur noch ein paar kostbare Minuten bleiben mir, und vor Therese darf ich nicht sprechen!"

Er näherte sich Lydia mit einer solchen Leidenschaftlichkeit in jeder Bewegung, seine Züge sprachen so unver-

kennbar den Wunsch nach einem Alleinsein mit dem jungen Mädchen aus, daß Therese kaum mehr ein krampfhaftes Aufschluchzen zu unterdrücken im stande war. Sie wandte sich zur Seite, um heimlich eine Thräne, die sich nicht mehr zurückhalten konnte, abzuwischen, und während sie in stiller Ergebung die Augen zu Boden senkte, entschlossen, dem, den sie von ganzer Seele liebte, alles zu opfern, sagte sie: „Es ist hier außen doch recht kühl. Ich gehe lieber wieder hinein.“

Sie sah, wie über Raimonds Gesicht ein Schimmer von Freude flog, der ihr Trost und Qual zugleich war, dann stieg sie, ohne sich auch nur noch einmal umzudrehen, die Treppe zur Terrasse hinauf und verschwand im Salon.

Ploërné blieb eine Weile stumm neben Fräulein de Saint-Maurice. Wäre er weniger mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte er sich fragen müssen, warum Lydia ihrer Cousine nicht folgte und allein mit ihm zurückblieb. Wollte sie Raimond nicht abreisen lassen, ohne noch zuvor eine Entscheidung herbeizuführen, und wollte sie ihm diese erleichtern? Da noch hätte der junge Lieutenant Gelegenheit gehabt, das Betragen der beiden Mädchen gegeneinander abzuwägen, und das Resultat wäre wohl kaum zu Lydias Gunsten ausgefallen. Aber Raimond sah nur eine schlanke Gestalt, volle, zart geformte Schultern, zwei blitzende schwarze Augen und lächelnde rosige Lippen, und außer dieser Zaubererscheinung gab es nichts mehr für ihn, was seine Bewunderung, seine Achtung und Anbetung hätte erregen können.

Sie waren stillschweigend und langsam durch den Garten gegangen. Unter einem Rosengesträuch ließen sie sich auf einer Bank nieder, über der sich auf einem von Gaisblatt umrankten Sockel ein marmorner Faun erhob. Raimond nahm seinen ganzen Mut zusammen — es ward ihm schwerer, als da er zum erstenmal gegen den Feind marschierte —

und mit leiser Stimme begann er endlich: „Lydia, es ist mir fürchterlich, von Ihnen scheiden zu müssen. Sie können gewiß meinen Schmerz nicht begreifen, da Sie ihn nicht teilen, aber glauben Sie mir, er ist tief und unheilbar.“

Das Mädchen erhob ihren flammenden Blick zu ihm, und mit der vollklingenden Stimme, unter der Raimond stets erschauerte, fragte sie: „Warum behaupten Sie, ich teilte Ihren Schmerz nicht? Halten Sie mich für so gleichgültig?“

„O, ich weiß, Sie sind gut und lassen einen Freund nicht ohne Bedauern auf so lange ziehen. Aber dies Gefühl würden Sie einem jeden entgegenbringen. Es ist nicht mit dem meinen zu vergleichen und ist das nicht, was ich in Ihrem Herzen suche. Wir kennen uns erst seit Monaten, und doch gehören Ihnen alle meine Gedanken; ja alle, denn in dem Moment, wo ich mein Vaterland verlasse, habe ich keine andre Sorge — als Sie! Und wenn Sie mich traurig, unglücklich und voll Angst sehen, so kommt dies nur daher, weil ich von Ihnen scheiden muß, von dem Glück in Ihrer Nähe leben zu dürfen!“

Das junge Mädchen blieb bei dieser leidenschaftlichen Erklärung, die keinen Zweifel mehr zuließ, kalt und unbeweglich, und keine Miene verzog sich in dem wunderbar schönen Gesicht. Sie war ebenso gelassen, als Raimond erregt und rastlos.

„Wozu reisen Sie denn, wenn es Ihnen so schwer wird?“

„Sie sind ein Kind, Lydia, und wissen von den Pflichten eines Soldaten nichts. Dem Befehle, der mich gegen den Feind ruft, nicht Folge leisten, das hieße ehrlos handeln, und dies ist das einzige, was ich nicht für Sie zu thun bereit wäre. So muß ich denn fortgehen und Sie in Ihrer vollen Schönheit zurücklassen. Andre werden kommen und

Sie bewundern, Sie zu erringen suchen. ... Sie können meine Qualen nicht fassen. ... Lydia, welche Pein für den Abwesenden, der Ihr Bild in seinem Herzen trägt, der nur in der Erinnerung an Sie leben wird und der das Recht zu hoffen nicht hat, da er es nicht wagte, Ihnen seine Liebe zu gestehen und Sie um ein bindendes Versprechen zu bitten."

„Das also ist der Grund Ihres Kummers und Ihrer Sorgen?" sagte Lydia erstaunt. „Sie müssen zugeben, daß ich kaum erraten konnte, was in Ihnen vorging, da ich nicht mit einem übernatürlichen Scharfblick ausgestattet bin. Sie kommen seit mehreren Monaten zu uns, fast täglich, und verkehren mit mir in der allerengsten Intimität. Ich glaube nicht, daß ich mich besonders scheu gegen Sie benommen habe, und doch sagen Sie kein Wort! Ich muß gestehen, daß Sie ein sehr zurückhaltender Liebender sind, dessen man sich nicht allzu schwer zu erwehren hat!"

„Lydia, Lydia!" murmelte Ploërné, „Sie machen sich über mich lustig, wo mir das Herz fast bricht!"

„Was soll ich denn sonst thun? Mich Ihnen an die Brust werfen und mit Ihnen verzweifeln? Da bin ich vernünftiger. Ich schelte nur ein wenig über Ihr übertriebenes Zartgefühl, das Sie bis zum letzten Moment von einer Aussprache zurückschrecken ließ. Sehen Sie mich doch nicht so trostlos an; ich bin doch nicht gar so grausam gegen Sie. ... Habe ich Ihnen denn etwa schon gesagt, daß ich Ihren Antrag zurückweisen werde? Beruhigen Sie sich, das will ich ja gar nicht."

Raimond stieß einen Freudenschrei aus. Er faßte nach der kleinen Hand der schönen Kreolin und preßte sie an sich, als wolle er so von ihrem ganzen Sein Besitz ergreifen. Durch seine aufrichtige Leidenschaft, die sich, wie ein lang zurückgedämmtes Feuer, endlich mit voller Macht Bahn brach,

ward Lydia doch etwas weicher, und mit einem Lächeln sagte sie: „Sie wollen, daß ich auf Sie warte; das werde ich thun. Ich bin noch so jung, daß Sie mich kaum verändert finden werden, wenn Sie zurückkehren, was hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit geschehen wird.“

„Mit dem Preise meines Blutes will ich die Möglichkeit bezahlen, bald wieder bei Ihnen sein zu können.“

„Schonen Sie das Blut ein wenig, das jetzt mir gehört,“ unterbrach ihn die Kreolin mit ihrer tiefen Stimme. „Ich weiß, Sie sind tapfer; seien Sie nicht waghalsig. Das sicherste Mittel, an meiner Seite glücklich zu sein, ist, wenn Sie heil und gesund zuückkehren. Ich habe kein besonderes Verlangen danach, Witwe zu werden, ehe ich Frau war. Denken Sie an meinen Kummer, wenn Sie verwundet oder verstümmelt wiederkämen. Die Waffen sind jetzt alle so schrecklich!“

Lydias Worte waren von erkältender und berechnender Gleichgültigkeit, aber Raimond hörte nicht sie, er hörte nur den Triumphgesang seines eignen überströmenden Herzens. Er konnte nun ruhigen Gemüts in Feindesland ziehen; hatte ihm doch das junge Mädchen versprochen, auf ihn zu warten. Der Ausgang des Feldzugs, dem er entgegenging, war entweder Tod oder Glück. Den Tod fürchtete er nicht und nach dem Glücke verlangte ihm. In einem Moment hatte sich das dunkle Gewölk zerteilt, und in ihm war es hell geworden. Welches Los war schöner als seines? Er war Soldat und zog in den Kampf; er liebte und wurde wieder geliebt. Volles Vertrauen beseelte ihn und er dachte nicht daran, daß es auch anders kommen könnte, als er es erhoffte, und solcher Lebensmut erfüllte ihn, daß er nicht an seinen Tod zu glauben im stande war. Und wenn er lebte, war Lydia sein.

Ziemlich lange saßen sie schweigend nebeneinander,

bis das junge Mädchen endlich mahnte: „Wir sind schon fast eine Stunde allein. Lassen Sie uns hineingehen. Sie müssen überdies auch mit meiner Mutter sprechen; es gehört sich, daß Sie ihr sagen, welche Versprechen wir ausgetauscht haben."

Sie hatte sich erhoben, und während sie zu ihm herablächelte, beschien das bleiche Mondlicht ihr liebliches Gesicht. Sie war so schön so, daß er sie an seine Brust zog und an sich preßte, und sie ließ es geschehen. Das Köpfchen an seine Schulter gelehnt, schaute sie mit ihren klaren, glänzenden Augen zu ihm auf. Da neigte er sich vor und drückte auf ihre Stirn, die zwischen dem schwarzen Haar blendend weiß hervorleuchtete, einen zärtlichen, keuschen Kuß. Aber in dem Kind der Tropen weckte diese Liebkosung ein heißes, wie unter der Asche glimmendes Feuer, und indem sie sich auf die Zehenspitzen stellte und ihre Arme um den Hals Ploërnés schlang, so daß sie gleich einer Liane an ihm herniederhing, preßte sie ihre roten Lippen auf den erbebenden Mund ihres Verlobten. Ihm war, als schlügen Flammen in ihm auf, und zitternd, sinnverwirrt, schritt er mit ihr dem Hause zu, wo Therese und Madame de Saint-Maurice ihrer harrten.

Die gute Frau war eingenickt. Neben ihr saß Therese Letourneur, in tiefe Gedanken versunken. Während sie einsam trauerte, kosten draußen die Liebenden. Sie hatte es wohl an ihrer Erregung gesehen, daß sich die beiden etwas anzuvertrauen hatten, und was konnte es für die sanfte Dulderin Härteres geben, als Raimonds Liebeserklärung, die ihr nicht galt? Dennoch hatte sie selbst den Weg dazu geebnet. War denn der Entschluß des armen Kindes ein so heroischer gewesen? Sie hatte instinktiv die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn sie nicht gegangen wäre, Raimond im Schmerze über die Trennung von der Geliebten auch schließlich in ihrer Gegenwart gesprochen haben würde. Nichts, dessen

war Therese gewiß, hätte ihn, der so lange geschwiegen hatte, mehr zurückhalten können. Wenn die Zaghaften die Notwendigkeit treibt, werden sie kühn und kennen keine Grenzen mehr. Therese war vor dem Geständnis Raimonds geflohen.

Jetzt saß sie unter dem friedlichen Schein der Lampe neben ihrer nichtsahnenden, schlafenden Tante, mit starr vor sich hinblickenden Augen und gesenktem Kopfe, während die trostlosen Gedanken in ihr wühlten. Die Erinnerung an den Traum, der sie mehrmals vor der Ankunft ihrer Anverwandten gequält und über den sie mit Raimond gesprochen hatte, stieg wieder wie eine schwere Ahnung in ihr auf. Sie sah im Geiste das schwarze Schiff, das die beiden Damen und die Mulattin brachte, und eine Stimme flüsterte in ihr, die jene beängstigenden Traumesworte wiederholte: „Sie, die da kommt, wird dir alles, was dein eigen ist und woran du hängst, rauben. Du wirst weder Geld noch Liebe mehr besitzen. Ihr wird dein Glücksanteil im Leben zufallen!“ Und sie mit den dunkeln, dämonischen Augen, in der sie Lydia erraten hatte, lachte mit ihren perlweißen Zähnen, während die beiden andern, die Mutter und die Mulattin, mit einem Nicken des Kopfes dies schreckliche Vorhaben gutließen.

Therese stieß einen Seufzer aus, während sich ihr Herz zusammenkrampfte. Das eine, was der Traum prophezeit hatte, war es nicht schon zur Hälfte in Erfüllung gegangen? Hatte ihr Lydia nicht schon die Liebe Raimonds geraubt? War ihr nicht schon fast der volle Anteil an Lebensglück genommen? Sollte sich auch noch das Uebrige der Vision erfüllen? Ach, sie wollte keine Hand rühren, um ihr Vermögen zu verteidigen; gäbe sie es doch mit tausend Freuden für das Herz desjenigen hin, den sie liebte und der keine Ahnung davon hatte.

Eine Hoffnung blieb ihr wenigstens, eine kleine, schwache Hoffnung. Wenn Raimond in Lydias Augen keine Gnade fände und zurückgewiesen würde. Aber bald entschwand ihr auch dieser Lichtstrahl, um sie in um so tiefere Nacht zu hüllen. Wie konnte sie auch nur eine Sekunde lang daran denken, daß Raimond ihrer Cousine nicht gefallen würde. Welches Weib würde so thöricht handeln und eine Liebe, wie die Raimonds, die er der Erkorenen so voll und ganz zu Füßen legte, zu verschmähen? Nein, alles war für sie zu Ende, und für sie gab es nur noch Leid und Thränen. Wie sehnte sie sich weit hinweg, um der entsetzlichen Notwendigkeit zu entgehen, die Verkündigung des Triumphes der andern nicht mit anhören zu müssen! Vernichtung, Tod, wünschte sie sich: weder Augen noch Ohren mehr haben, eine empfindungslose, leblose Masse sein! Nicht mehr lächeln müssen, wenn sie gern geweint hätte, nicht Glück wünschen müssen, wo ihr ein Fluch auf den Lippen bebte; die blutende Wunde, die bei der geringsten Berührung schmerzte, verbergen dürfen! Ihr Leid tragen, das wollte sie schließlich noch; aber der Gedanke, daß jemand darum wissen könnte, war ihr unerträglich. Zu dem tiefen Gram, verschmäht worden zu sein, durfte sich nicht noch die Schande des Mitleids der andern gesellen!

Während es so in ihr stürmte, ging die Glasthüre auf und Raimond und Lydia kehrten Hand in Hand in den Salon zurück. Madame de Saint-Maurice fuhr aus ihrem Schläfchen auf, Therese aber blieb unbeweglich und wagte nicht aufzuschauen, ja kaum zu atmen. Sie hatte auf dem strahlenden Antlitz Ploërnés ihr Urteil gelesen. Lydia trat auf ihre Mutter zu, und indem sie auf den glückselig lächelnden jungen Mann zeigte, sagte sie einfach und ohne Umschweife: „Mama, Raimond hat mir soeben seine Liebe gestanden und wir haben uns verlobt.“

Madame de Saint-Maurice schlug erstaunt die zarten Hände ineinander und rief erfreut aus: „Mein Neffe! Da werden Sie also mein Sohn! Ich könnte Sie nicht lieber haben, wenn Sie es wirklich wären. . . . Aber Kinder, da fällt mir ein, daß er ja fort geht! Was machen wir da nur?"

„Wir warten, bis er zurückkommt, Mama. Ich kann das Aelterwerden schon vertragen; lieben wird er mich in der Fremde nicht weniger als hier. Und wenn er wieder da ist, verläßt er uns nie mehr; nicht wahr, Raimond?"

„Das verspreche ich. Ich werde dann ganz und für immer bei euch bleiben."

„Wenn ihr es zufrieden seid, liebe Kinder, mir ist es recht. Es gibt nichts Leichteres im Leben als warten; mittlerweile ordnet das Geschick von selbst die Dinge. Aber geben Sie mir einen Kuß, Raimond; das ist ja die reine amerikanische Verlobung. Ihr habt alles unter euch abgemacht, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Warst du wenigstens eingeweiht, Therese?"

Dem jungen Mädchen traten die Thränen in die Augen, sie saß aber im Schatten, so daß sie es verbergen konnte.

„Nein, liebe Tante," erwiderte sie mit ziemlich ruhiger Stimme. „Es überrascht mich nicht weniger als Sie."

Und mit einer letzten äußersten Anstrengung, fügte sie hinzu: „Ich freue mich über Raimonds und Lydias Glück."

Die Augen der Kreolin bohrten sich in das blasse Gesicht Thereses, ohne darin das geringste Anzeichen von Schmerz entdecken zu können, und mit überschwenglicher Zärtlichkeit umarmte sie das arme Mädchen.

„Dir danke ich," sagte sie, „daß ich Raimond kennen gelernt habe. Glaube mir, ich werde es dir nie vergessen."

Und Raimond reichte ihr die Hand.

„Ich lasse sie in deiner Obhut zurück, Therese; pflege sie mir recht, liebe sie und wache über sie. Sie ist das Teuerste, was ich auf Erden habe.“

Da trat Therese in den vollen Schein der Lampe. Jetzt scheute sie nicht mehr davor zurück, gesehen zu werden. Der Gedanke, daß sie eine Pflicht erfüllen konnte, hatte aus ihrem Herzen jede Eifersucht gebannt. Und mit fester, klarer Stimme erwiderte sie: „Ich verspreche es Ihnen, Raimond; Sie können auf mich zählen.“

„Ich danke dir, Therese.“

Raimond sagte „gute Nacht“ und ging. Am folgenden Tag kam er, um Abschied zu nehmen, und gegen Abend fuhr er mit dem Schnellzug nach Marseille, Lydia ruhig und Therese verzweifelnd zurücklassend.

Die ersten Monate nach Ploërnés Abreise verliefen eintönig. Fräulein Letourneur und Frau und Fräulein de Saint-Maurice befanden sich noch in Trauer und hegten kein Verlangen nach Zerstreuung. Als jedoch der Winter nahte, beklagte sich Madame de Saint-Maurice bitter über die Kälte. Sie war in dem milden Klima der Kolonieen herangewachsen und litt furchtbar unter den scharfen Nordostwinden.

„Man erfriert ja in deinem Paris!“ sagte sie jammernd zu Therese. „Wenn es jetzt schon so ist, wie soll es dann erst im Tiefwinter werden?“

„Da heizen wir tüchtig ein, Tantchen.“

„Man hat mir erzählt, der Frost halte zuweilen wochenlang an!“

„Dann laufen wir Schlittschuhe!“

„Wie in Lappland! Ich danke für das Vergnügen. Ach, warum habe ich mir die Sonne meiner Heimat und die linden Lüfte unsrer Prairieen nicht mitbringen können!“

„Liebe Tante, wenn Sie sich in Paris so unbehaglich

fühlen, gehen wir doch lieber anderswohin. Sie wissen ja, daß uns leider nichts an Paris bindet."

„Aber, liebes Kind, um ein besseres Klima zu finden, müßten wir übers Meer, und was das anbelangt, will ich lieber erfrieren, als mich noch einmal auf ein Schiff wagen!"

„Wir brauchen ja auch nicht nach Malta, Sizilien oder Algier zu fahren, um in einen milderen Himmelsstrich zu gelangen. Es genügt, wenn wir bis zur italienischen Grenze, an die Riviera, gehen. Von Cannes ab ist das Klima schon ein ganz andres."

„Ach Gott, Cannes oder Paris! Das ist ein und dasselbe! Vom Regen in die Traufe! Da ist es immer noch besser, wir bleiben hier und reißen dich nicht aus deinem elterlichen Haus heraus."

„Das wäre nicht der Fall, liebe Tante. Ich besitze zwischen Nizza und Monaco, am Meeresstrand, in einer windgeschützten, der Sonne ausgesetzten Bucht, eine Villa, die meine Mutter gebaut hat und in der sie jeden Winter wohnte, bis ihre Krankheit sie an Paris und schließlich ans Bett fesselte. In Beaulieu finde ich also eine zweite Heimat, voll von Erinnerungen an die liebe Verstorbene, wieder."

„Nein, nein, mein Kind," stöhnte die Gräfin; „das wäre ja ein furchtbarer Umtrieb, solch ein Umzug! All die Koffer, die wir kaum geleert haben, wieder vollpacken! Sprechen wir nicht mehr darüber und bleiben wir ruhig hier. Zum Sterben ist es überall gut genug!"

Die gute Frau gehörte zu jener Sorte Menschen, die bis ins höchste Alter hinein immer im Sterben liegen, dabei tüchtig essen, gut schlafen und ihre Umgebung mit ihren ewigen Klagen zu Tode quälen; im guten Glauben übrigens, daß das Elend, über das sie jammern, auch wirklich vorhanden sei. Sie hatte sich zum Bleiben entschlossen,

aber durchaus nicht zum Verschweigen ihrer tausend kleinen Uebel. Sechs Wochen später ward sie von ihrer Tochter und von ihrer Nichte zur Abreise überredet und nach Beaulieu entführt; und angesichts des blauen Meeres, in der herrlichen Luft und inmitten der duftenden Blumen gestand die verwöhnte Kreolin zu, daß es für sie auf Erden doch noch ein paar erträgliche Stunden gäbe.

Was Lydia anbetraf, so war sie von der Umgebung, die ihr die Heimat ins Gedächtnis rief, wie berauscht. Die Orangenhaine, die Palmbäume, die Myrten, Kakteen, die ganze von der Sonne vergoldete südliche Vegetation, das leise monotone Rauschen der im Silberschaum gegen den Strand schlagenden Wellen, die leichte, vom Erdgeruch duftende Brise, der Horizont mit den in blauen Linien verschwimmenden Küsten, all dies gemahnte sie an die verzauberte Insel, auf der sie ihre frühe Jugend verbracht hatte. Sie war glücklich und vegetierte dahin. An ihren Verlobten dachte sie nur wenig. Wenn Therese nicht von ihm gesprochen hätte, sie würde ihn kaum erwähnt haben. Dann antwortete sie mit ein paar banalen Fragen: „Was er wohl treibt?“ „Wo er wohl sein mag?“ „Wann er wiederkommen wird?“ Und das war alles.

Was er trieb und wo er war, erfuhr man nach zwei Monaten aus seinen Briefen. Er befand sich auf dem Geschwader, in einem schrecklichen Wetter an den Küsten umherkreuzend. Wann er zurückkehren würde, konnte niemand vorher wissen. Keinesfalls vor Ablauf von zwei Jahren... außer ... und über dieses „außer“ schauderte Therese und schrie Lydia auf, denn nur auf einen Urlaub aus Gesundheitsrücksichten bezog sich dieses „außer“, und nur für den Fall einer gefährlichen Erkrankung oder schweren Verwundung würde der Offizier nach Europa zurückgesandt werden. Da wollte Therese schon lieber, daß er in China

verblieb. Vor allem ward er dort nicht der Mann ihrer Cousine. Mochte sich Therese auch in das Geschick ergeben haben, daß Raimond das schöne Mädchen liebte, so konnte sie doch niemals ohne tiefes Leid an die Zukunft denken, die ihr diese Heirat bringen mußte. Er war Tausende von Meilen von ihr getrennt, aber er war es auch von seiner Braut. Seine Abwesenheit war eine Frist, und in der Zwischenzeit lebte man.

Das erste halbe Jahr verlief in vollständiger Zurückgezogenheit. Die kleine Anhöhe, auf der die Villa lag, lockte fast gar keine Spaziergänger an. Einige Wagen kamen zuweilen bis Saint Hospice, fuhren also nie weiter, und die Einsamkeit der drei Frauen wurde kaum durch das Läuten der Pferdeglöckchen auf der Landstraße von Villafranca oder durch ein paar vereinzelte Fußgänger gestört, die nach dem Kloster oder dem Turm einer Ruine stiegen, dem alten Ueberbleibsel aus der Zeit wilder Piraten.

Als sie nach Paris zurückgekehrt waren, richtete sich Madame de Saint-Maurice wieder dauernd in dem Hause Letourneur ein. Ein Jahr des Zusammenlebens hatte den drei Damen genügt, um gegenseitig ihre Charakteranlagen kennen zu lernen; namentlich wußte Therese die Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Tante zu schätzen. Die brave Frau hatte eben nur den einen Fehler, sich beständig für todkrank zu halten. Aber in all den Monaten hatte sie ihrer Nichte nicht einen Kummer, nicht einen einzigen Aerger bereitet und hatte sich deren ganzes Herz gewonnen.

Die herrschsüchtige, phantastische, heftige junge Kreolin hatte ihre sanfte Cousine vollständig zu ihrer Sklavin gemacht. Wenn ihre Launen Therese mißfielen, wenn Lydia, ohne sich die Mühe zu nehmen, überzeugen zu wollen, ihre Anschauungsweise und ihre Geschmacksrichtung

rücksichtslos aufdrängte, stand Fräulein Letourneur mehr als einmal im Begriff, Widerstand zu leisten, schwieg aber dann plötzlich bei dem Gedanken, daß vielleicht nur Eifersucht gegen Lydia diese Aufwallung erzeuge, und so fügte sie sich stets aus übertriebenem Zartgefühl. Allmählich gewöhnte sie das schöne Mädchen daran, sich wie ein unartiges, verzogenes Kind zu benehmen, da sie sich unter ihrem Joche beugte, wie Madame de Saint-Maurice und Leïla. Die Tyrannei ward allerdings mit zärtlichen Schmeichelworten ausgeübt, da das entzückende Wesen zur Zauberin geschaffen war und über eine Anziehungskraft und eine Grazie gebot, die alles noch so Ungehörige, was sie that oder sagte, als entschuldbar erscheinen ließ.

Nach einem Jahre der Zurückgezogenheit, als Thereses Trauerzeit zu Ende war, begann sich Lydia nach Zerstreuung zu sehnen, während ihre Cousine davor zurückscheute. Bei dem Tode ihrer Mutter war das junge Mädchen noch nicht in die Welt eingeführt gewesen und kannte, mit Ausnahme von einigen intimen Freunden des Hauses, wie z. B. ihres Paten, des Associés ihres Vaters, Samuel Bernheimer, nur wenig Menschen. Sie erschrak daher, als Lydia den Wunsch äußerte, das Leben, das sie seit ihrem Aufenthalt in Frankreich geführt hatte, etwas heiterer zu gestalten. Therese war noch tief betrübt und konnte es nur schwer begreifen, wie die Braut Raimonds während seiner Abwesenheit an irgend etwas das geringste Vergnügen finden konnte. Sie widersetzte sich denn auch diesem Punkte energischer, als irgend einem andern. Wenn Lydia aber etwas wollte, wollte sie es recht, und mit einem eigenen Geschick verstand sie es, in Thereses Rigorismus, wie sie es nannte, eine Bresche zu legen.

Lydia war noch nie im Theater gewesen und verging

fast vor Ungeduld, die Oper zu besuchen. Madame Letourneur hatte zwanzig Jahre lang dort einmal in der Woche ihre Loge gehabt; nach dem Tode ihres Mannes aber hatte sie ihren Abend Freunden überlassen, doch nur unter der Bedingung, daß sie oder ihre Tochter ihre Plätze jederzeit, wenn sie es wünschen würden, zurück haben konnten. Lydia ließ nun nicht nach, bis Therese ihre Loge wieder verlangte. Das junge Mädchen stellte sie ihrer Tante zur Verfügung, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie die Damen nicht zu begleiten brauche, wenn sie keine Lust dazu hätte. Die Freude Lydias, als sie große Toilette machte, um den „Faust“ zu hören, gewährte Therese lebhafte Befriedigung. Sie lächelte bei dem Entzücken des schönen Mädchens, bewunderte ihr Kleid und legte ihr von ihrem eignen Schmucke um. Sie hatte dasselbe Gefühl, das eine Mutter bei dem Glücke ihres verwöhnten Kindes empfindet. Madame de Saint-Maurice, der eine eingebildete Migräne Qualen bereitete, hatte bis zur letzten Sekunde behauptet, daß sie unmöglich mit könne. Nach einem tüchtigen Diner jedoch stieg sie halbtot, wie sie sagte, mit ihrer Tochter in den Wagen und fuhr nach der Oper, während Therese, die allein zurückblieb, auf ihr Zimmer flüchtete und den Abend in Gedanken an den Abwesenden verbrachte.

Ein Mädchen von solcher Schönheit wie Lydia de Saint-Maurice konnte nicht drei Stunden lang über die Balustrade einer Loge im ersten Rang gelehnt sitzen, ohne die Aufmerksamkeit eines Publikums, dem jedes Gesicht im Zuschauerraum vertraut war, auf sich zu lenken. Schon im ersten Zwischenakt richteten sich alle Operngläser auf die entzückende Person, die keiner kannte. Von allen Seiten flüsterte man sich zu: „Wer ist sie?“ Niemand war indessen im stande, darauf zu antworten, und so verursachte Lydias Erscheinen, die für einen Augenblick all diese Blasierten aus

ihrer Apathie aufzurütteln vermocht hatte, kein geringes Aufsehen. Die Logenschließerin wurde befragt, konnte jedoch keinen Bescheid geben, da sie nicht wußte, mit wem sie zu thun hatte. Die Abonnementskarte lautete auf den Namen Letourneur, und die Damen, welche in Nr. 23 saßen, sprachen französisch, wenn auch mit einem leichten fremdländischen Accent. Wenn Samuel Bernheimer, der Hunderte von Malen bei Lebzeiten seines Associés die Loge besucht hatte, im Theater gewesen wäre, hätte er zweifelsohne Auskunft geben können. Aber seine Freunde vom Jockeyklub, die fast vor Neugier vergingen, hatten Pech; der Platz des Bankiers blieb gerade an jenem Abend leer. Diejenigen, denen am allermeisten daran lag, zu erfahren, wer Lydia war, trösteten sich mit der Aussicht, Samuel Bernheimer nach beendeter Vorstellung im Klub zu treffen, wo er regelmäßig noch eine Tasse Thee zu trinken pflegte, ehe er zu Bett ging. Mittlerweile arbeiteten die Operngläser, und die Begeisterung nahm stetig zu.

So unerfahren auch Fräulein de Saint-Maurice war, das Aufsehen und die Neugierde, die sie erregte, entgingen ihr nicht. Sie wußte sich bewundert, und diese Gewißheit erfüllte sie mit unsagbarer Freude. So betrat sie denn diese bisher für sie in geheimnisvolles Dunkel gehüllte Pariser Welt vom ersten Moment an als Siegerin. Sie fühlte, wie die Schmeichelworte einem Windhauch gleich zu ihr emporstiegen und sie umkosten. Aber äußerlich blieb sie gelassen und mit der Gleichgültigkeit gewappnet, die sich für eine Modedame in den Scharmützeln des gesellschaftlichen Lebens ziemt. Ihr ganzes Dichten und Trachten war, während die süßen Melodieen der Gartenscene an ihrem Ohre vorüberrauschten, ja nicht kleinstädtisch zu erscheinen. Sie beobachtete sich genau in jeder Bewegung; studierte die Haltung andrer Frauen und wählte zu ihrem

Vorbilde die gefeiertsten und die vornehmsten. Nicht ein einziges Mal schlug das Herz dieser Sechzehnjährigen höher unter den Offenbarungen eines Meisterwerkes; nur Stolz und Eitelkeit durchglühten sie, und diese mit alles übertäubender Macht.

Lydia, die mit der Absicht gekommen war, sich an dem Werke eines Meisters zu erbauen, wurde sofort von dem frivolen, eiteln Hauche der Pariser Welt angesteckt und in deren Strudel mit hineingerissen. Sie entdeckte in sich ein angebornes Talent für diese hohlen, gleißnerischen Vergnügungen, für die künstlichen Freuden und die ungesunden Triumphe eines solchen Treibens. Ihr war, als verwandle sie sich urplötzlich in ein ihr fremdes Wesen, oder vielmehr die in ihr schlummernden Neigungen, von denen sie selbst kaum eine Ahnung gehabt hatte, entwickelten sich wie die Pflanzen in ihrer Heimat, die in einer Nacht wachsen und sich in ihrer ganzen Pracht entfalten. Ihr Inneres hatte eine ungeheure Umwälzung erfahren, und alles, was ihre Mutter ihr an guten, einfachen, naturwahren Lehren gegeben, fiel von ihr ab, wie die Früchte eines vom Sturm durchrüttelten Baumes.

Sie schaute kalten Blickes auf dieses Publikum hinab, das die Elite der Pariser Gesellschaft bildete, und sagte sich: „Ich werde all diese Menschen beherrschen; Frauen wie Männer sollen meine Macht kennen lernen.“ Wie kam sie zu der Annahme, daß sie solche Macht zu üben im stande war? Sie wußte es nicht, zeigte auch keine große Lust, danach zu forschen. Sie hatte eben die Ueberzeugung davon, und hätte ihr ein Gott ihr Schicksal vorhergesagt, sie hätte sich der Zukunft nicht sicherer fühlen können, als sie es that. Ihre Mutter, die, in eine Ecke gelehnt, den weichen Melodieen lauschte, sah nichts von alledem, was ihr Kind bewegte, und ahnte nicht, daß sie dasselbe Mädchen,

das als harmloser Engel die Oper betreten hatte, als berechnende Teufelin mit nach Hause nahm.

Noch am selben Abend, um Mitternacht, mußte der etwas erstaunte Bernheimer im Jockeyklub eine Unzahl von Fragen aller Art von seiten seiner neugierigen Freunde über sich ergehen lassen.

„Fragt mich, ob ich bei den nächsten Rennen den ersten Preis gewinnen werde,“ unterbrach der Bankier lachend den auf ihn einstürmenden Redefluß der jungen Leute, „so werde ich euch erwidern können, daß, wenn mein Pferd bessere Lungen und festere Beine als alle andern hat, es siegen wird. Wie soll ich aber Auskunft über Personen geben, die ich mit keinem Auge gesehen habe?“

„Ach, Sie kennen sie ohne Zweifel! Sie saßen in der Letourneurschen Loge. Strengen Sie Ihr Gehirn ein wenig an, dann wird Ihnen schon einfallen, wen wir meinen. Wollen Sie eine Personalbeschreibung? Sie sollen sie haben, Bernheimer. Eine der Damen ist alt, eine jung. Die alte ist vertrocknet, klein und schon grau. Die junge ist einfach hinreißend, Brünette, und Augen hat sie ... Augen, sage ich Ihnen, und einen Teint! Ich habe noch nie so was gesehen! Wenn Sie nach der Schilderung nicht wissen, wen wir meinen, dann ist Ihre alte Spürnase zu nichts mehr zu gebrauchen!“

„Auf meine Nase lasse ich nichts kommen,“ sagte Samuel lustig. „Da will ich lieber gleich eingestehen, daß ich euch die gewünschte Auskunft geben kann.“

„Dann lassen Sie uns aber nicht länger zappeln!“

„Es sind Verwandte meines Mündels. Die junge Schönheit, die euch alle so aus dem Häuschen gebracht hat, ist eine Kreolin, die erst seit wenigen Monaten in Paris lebt. Sie heißt Fräulein de Saint-Maurice, gehört einer alten Familie an und hat kein Vermögen.“

„Um so besser," seufzte Herr de Roquière, ein sehr hübscher junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, der es verstanden hatte, im Verlauf von ganz kurzer Zeit sein Kapital nicht wenig zu verringern, „da hat sie noch einen Grund mehr, um auf abschüssige Bahnen zu geraten."

„Hoffen Sie darauf nicht, bester Freund," erwiderte Samuel. „Sie wird für den Augenblick von der Familie wohl gehütet, und was die Zukunft anbelangt ... sie ist die Braut ihres Vetters, des Grafen Ploërné."

„Meinen Sie den Marineoffizier?"

„Ja, der jetzt in Tonkin ist, fast wo der Pfeffer wächst, aber mit dem nun eben einmal zu rechnen ist."

„Sobald er zurückkehrt, mache ich ihn zu meinem Busenfreund," erklärte Roquière. „Mittlerweile fällt Ihnen, Bernheimer, die Aufgabe zu, mich Frau de Saint-Maurice und ihrer Tochter vorzustellen, sowie sie an unsrem gesellschaftlichen Horizonte auftauchen."

„Das will ich gerne thun. Das weitere ist dann Ihre Sache."

„Darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen."

In der darauffolgenden Woche wurden die Hugenotten gegeben. Aber Lydia lag nichts an dem herrlichen Werke Meyerbeers. Für sie hatte die Oper von nun an einen ganz andern Anziehungsgrund als den der Instrumente und Stimmen: das Staunen, das durch den Zuschauerraum ging, wenn sie sich zeigte, die vielen Blicke, die ihre Schönheit auf sich zog, beschäftigten ihre Gedanken. Die Töne, die sie zu hören kam, bestanden in dem Flüstern der Bewunderung und des Lobes, in dem nicht ein Mißklang zu vernehmen war, denn sogar die Frauen fühlten sich vor Lydia entwaffnet, in der sie, solange sie noch junges Mädchen war, kein Rivalin zu fürchten hatten.

Diesmal wußte man, wer die Damen waren. Schon im ersten Zwischenakt hatte sich Samuel Bernheimer zu ihnen gesellt und ihnen bereitwillig über die hervorragendsten Persönlichkeiten unter dem Publikum Auskunft erteilt.

„Man beschäftigt sich ungeheuer viel mit Ihnen," sagte er zu der Gräfin, „und die Schönheit Ihrer Tochter erzeugt eine wahre Revolution in allen Herzen. Wenn ich sämtlichen Anforderungen, mit denen man mich bestürmt, Folge leisten wollte, hätten Sie bald das ganze Theater in Ihrer Loge."

„O, ich danke bestens dafür. Wir wollen gar keine Beziehungen anknüpfen. Sie wissen, wie zurückgezogen wir mit meiner Nichte leben. Solange Therese sich nicht dazu entschließen kann, Gäste bei sich zu sehen, dürfen Sie uns niemand vorstellen."

„Ich möchte Sie trotzdem ersuchen, mit einem meiner Freunde, dem ich versprochen habe, ihn in Ihre Loge zu bringen, eine Ausnahme zu machen. Er ist ein liebenswürdiger, netter junger Mann, und ohne Sie zu genieren, wird er Sie unterhalten."

Im nächsten Zwischenakt führte der Bankier den Marquis de Roquière bei den Damen ein. Der junge Mann hatte sich von dieser Vorstellung ein ungeheures Vergnügen versprochen, wurde aber bald eines andern belehrt. Er fand die Damen zwar höflich und einfach, aber sehr kühl, so daß sein Geplauder keinen Widerhall fand. So leicht er auch sonst intim wurde, hier mußte er sich gestehen, daß es schwer halten würde, mit der Gräfin näher bekannt zu werden. Indes entschädigte er sich für die steife Aufnahme dadurch, daß er die Tochter bewunderte, und nachher versicherte er den Freunden im Klub, daß die Kreolin in der Nähe noch entzückender sei, als von weitem. Nur, meinte er, ein

wenig dumm müsse sie sein, da er nichts aus ihr habe herausbringen können, als ein kurzes „ja“ oder „nein“. Er seinerseits machte auf Lydia einen höchst unbedeutenden Eindruck, und bei den mehrfachen Gelegenheiten, wo sie ihn traf, ließ sie ihre Augen gleichgültig über ihn hinschweifen.

Im kommenden Sommer gingen die beiden Damen mit Therese nach Deauville. Erst der Herbst brachte sie wieder nach Paris zurück, und da Madame de Saint-Maurice bei den ersten fallenden Blättern über die Kälte zu jammern begann, sah sie der Winter wieder in der Villa von Beaulieu. Hier atmete Fräulein Letourneur auf.

Das Leben, das sie und ihre Anverwandten im verflossenen halben Jahre geführt hatten, war für das junge Mädchen eine Qual gewesen und hatte zu allerhand kleinen Reibereien Veranlassung geboten, die durch die Verschiedenartigkeit ihrer Geschmacksrichtung und ihrer Neigungen hervorgerufen worden waren. Mutter und Tochter hatten sich, wenn auch nur in bescheidenem Maße, dem gesellschaftlichen Treiben der großen Welt hingegeben, während die Nichte auf ihrer strengen Zurückgezogenheit beharrt hatte, und so konnten Meinungsverschiedenheiten hin und wider nicht ausbleiben. Therese hatte so viel als möglich die Wege geebnet, indem sie ihre Wünsche denen ihrer Gäste unterordnete, aber es hatte sie tief geschmerzt, um Vergnügungen willen, die ihr so nichtig schienen, beständig sich selbst überlassen zu sein.

In Beaulieu stimmten sie wieder alle zur großen Freude Thereses darin überein, möglichst still leben zu wollen. Mehrere Wochen hindurch gingen die Damen nicht einmal aus. Eines Tages jedoch war das Gespräch auf Monaco gekommen und Fräulein Letourneur selbst hatte vorgeschlagen, das Schloß zu besichtigen. Da es sich nur um eine wenig

anstrengende Wagentour handelte, war die Gräfin damit einverstanden, und an jenem Nachmittag war es gewesen, wo Lydia in den weiten Räumen des fürstlichen Palais dem Marquis Girani begegnete.

Damals beachtete sie ihn kaum. Sie bemerkte zwar, daß er ihr folgte und ihr flammende Blicke zuwarf; daran war sie jedoch seit lange gewöhnt. Erst bei der zweiten Begegnung, als sie mit Leïla Blumen pflückte, würdigte sie ihn eines Gedankens. Die Grazie seiner Haltung und sein sonniges Lächeln fielen ihr auf; er war einer der hübschesten Menschen, die sie je gesehen hatte, und erinnerte sie an die Typen ihrer Heimat. Er besaß dieselbe bleiche Gesichtsfarbe mit den warmen Fleischtönen des Südens, dasselbe dunkle, lockige Haar, die kohlschwarzen Augen, und in seinem ganzen Auftreten das aristokratische Sichgehenlassen eines für das Vergnügen und den Müßiggang Geborenen. Sie dachte an ihn. Und in ihrem Herzen, das nur auf die Flamme harrte, an der es sich entzünden konnte, fachte der Italiener plötzlich eine heiße Glut an. Lydia fühlte in sich eine Empfindung erwachen, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Der zärtliche und ruhige Raimond hatte sie fast gleichgültig gelassen. Ein blasses Gesicht, das immer wieder in ihren Träumen auftauchte, rührte ihr Innerstes auf.

Am folgenden Tag blieb sie zu Hause. Aber von einer hinter Gebüsch verborgenen Terrasse aus entdeckte sie ihren Verehrer, der um die Villa herumschweifte. Das Bewußtsein, daß er sich mit ihr beschäftigte, wie sie sich mit ihm, belebte ihr ganzes Wesen mit unnennbarer Freude. Unfähig, ihr Geheimnis für sich zu bewahren, vertraute sie sich noch am selben Abend der Mulattin an.

„Du, Leïla, der schöne Fremde, dem wir gestern auf dem Wege von Saint-Hospice begegneten, ist wieder dagewesen."

Die Mulattin erhob ihre dunkeln Augen zu dem jungen Mädchen.

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe ihn von der kleinen Terrasse aus gesehen. Er ist eine Weile auf und ab gegangen, wahrscheinlich in der Hoffnung, mich zu Gesicht zu bekommen. Dann hat er sich auf einen Felsen gesetzt und lange gewartet. Um sechs Uhr nahm er wohl an, daß ich nicht mehr ausgehen würde, weshalb er sich entfernte."

„Sie müssen nicht an ihn denken, Gebieterin," sagte Leïla.

„O, es macht mir Spaß, ihn zu beobachten. Dabei ist doch nichts Schlimmes. Ich weiß ja nicht einmal, wer er ist."

„Wenn es Ihnen Freude macht, werde ich es zu erfahren suchen."

„Ja, sieh, daß du herausbringst, wer er ist; er muß in Monte Carlo wohnen."

Am darauffolgenden Tag kam er nicht. Lydia empfand bittere Enttäuschung darüber und zeigte sich gereizt und launisch. Am Abend beim Auskleiden sagte die Mulattin zu ihr: „Heute, Gebieterin, haben Sie den Fremden nicht gesehen."

„Woher weißt du das?" fragte Lydia erstaunt.

„Weil ich ihn auf dem Wege von Saint-Hospice traf. Er hat mich angesprochen!"

„Das hat er gewagt!"

„Was ist da dabei? Eine arme Sklavin wie ich zählt nicht! Er wollte wissen, wer Sie sind und woher Sie kommen. Er hatte erraten, daß Sie nicht aus Europa stammen."

„Und was hast du ihm erwidert?"

„Daß er Sie in Frieden lassen soll und daß Sie nicht mehr ausgehen werden, solange er sich hier herumtreibt."

„Was meinte er dazu?"

„Er flehte mich an, Ihnen schreiben zu dürfen. Ich fragte ihn, ob er verrückt sei. Dann hat er lange in mich hineingeredet und schwur mir ein über das andre Mal zu, daß er auf den Tod in Sie verliebt sei ... als ob das ein Wunder wäre. ... Schließlich sagte er, ehe er mich verließ, daß er gegen jemand seinem Herzen Luft machen müsse und sich deshalb entschlossen habe, an mich zu schreiben."

Die Mulattin lachte laut auf.

„An mich, die ich nicht lesen kann! Was soll ich mit den Briefen! Ich werde sie ins Meer werfen."

Lydia erwiderte kein Wort. Sie blieb nachdenklich, und als es Mitternacht schlug, saß sie noch immer zu Füßen ihres Bettes im Lehnstuhl, mit gerunzelten Brauen und starren Blicken.

Der Italiener führte seinen Vorsatz zu schreiben aus, und Lydia las den Brief. Ein Wort von ihr hatte genügt, um die Mulattin zu veranlassen, ihr die Zeilen einzuhändigen, aus denen sie erfuhr, daß ihr Verehrer Emilio Girani hieß und Marquis war. Aber sein Titel ließ sie kalt; wäre er aus dem Bürgerstand gewesen, das Geheimnisvolle, das ihn umgab, das Abenteuerliche seiner Annäherung hätten trotzdem die Gedanken der Kreolin zu ihm hingezogen. Er war der poesieumwebte Unbekannte, der im Verborgenen schmachtete, der sie aus der Ferne anbetete; er war der Held eines Romans, dessen Blätter sie zagend und heimlich umwandte, um, wie sie sich vornahm, sie rasch wieder zu schließen, sobald der Inhalt zu feurig zu werden drohte.

Girani hatte es nicht bei den Briefen bewenden lassen; er war wiedergekommen. Seine träumerischen Augen waren vorzüglich scharfe Augen und hatten bald die kleine, hinter

grünem Laubwerk versteckte Terrasse herausgefunden, die Lydia als Beobachtungsposten diente. Bei Tag war er vorsichtig, des Abends jedoch schlich er sich näher und harrte auf eine günstige Gelegenheit. Oft, wenn er unten an der mit wildem Wein bewachsenen Mauer verborgen lehnte, konnte er Therese und Fräulein de Saint-Maurice miteinander plaudern hören. Die ernste Art der einen war ihm beängstigend, aber er durchschaute bald, daß sie in Lydias Liebesabenteuer nicht eingeweiht war.

Die Anwesenheit ihrer Cousine im Garten war Lydia unerträglich geworden, und, ohne zu wissen warum, hatte dadurch auch Therese den Eindruck von etwas Gezwungenem in dem gegenseitigen Verkehr, weshalb sie sich meist bald wieder ins Haus flüchtete. Dann konnte die Kreolin ohne Furcht vor einer Ueberraschung die Villenstraße hinabspähen. Eines Tages, als sie mit einem offenen Buche auf dem Schoße vor sich hinträumte, fiel eine von außen auf die Terrasse geworfene Rose zu ihren Füßen nieder. Sie erhob die Augen, und drei Schritte von ihr entfernt, nur durch die Mauer von ihr getrennt, erblickte sie Girani. Sie errötete, machte eine ärgerliche Bewegung und wollte von ihrem Stuhle aufspringen; aber er schlug die Hände ineinander, und mit einem Ausdruck innigen Flehens in den schönen Zügen, bat er leise: „Bleiben Sie! Ich gehe ja schon!"

Trotzdem stand er noch ein paar Minuten lang mit gefalteten Händen, wie in Verzückung vor einem Madonnabild, dann verbeugte er sich fast mit Ehrerbietung und entfernte sich. Aber an der Biegung des Weges drehte er sich noch einmal um, und als er sie noch immer an derselben Stelle sah, lächelte er strahlend und warf ihr eine Kußhand zu. Dieser schnelle Umschlag von ehrfurchtsvoller Scheu zu solcher Intimität mißfiel Lydia. Sie zog sich

zurück. Am folgenden Tage jedoch ging sie wieder an jenes grüne Plätzchen, und inmitten von Blumen und Sträuchern, deren Duft sie berauschte, wartete sie auf ihn. Aber er kam nicht, und mißvergnügt darüber, daß ihr das Intermezzo ihres Tages fehlen sollte, verließ sie die Terrasse.

Den Tag darauf erblickte sie ihn ganz plötzlich vor sich, und da sie gefürchtet hatte, ihn wieder nicht zu sehen, dachte sie nicht daran, sich zu flüchten. Er trat auf sie zu, und zwar mit der ehrfurchtsvollen Miene, die so verschieden von der zudringlichen Art war, mit der er ihr die Kußhand zugeworfen hatte. Während er fast in den Staub niederkniete, begann er mit seiner weichen, melodischen Stimme zu sprechen, und was er sagte, glich fast einem Liebessonnett. Er hatte richtig erraten, daß Lydia in ihm einen Romanhelden suchte, und er zeigte ihn ihr so voll leidenschaftlicher Glut, als sie es sich nur wünschen konnte. Aber er spielte den praktischen Helden, denn er stieg auf einen großen Stein am Wege, der sein Gesicht auf dieselbe Höhe mit ihren Händen brachte, und trotzdem sie ihm abwehrte, verharrte er ruhig auf jener Stelle.

„Warum fürchten Sie sich vor mir?“ seufzte er. „Wenn ich mit Ihnen von da unten spreche, könnte man mich hören.“

Sie hätte erwidern sollen: Sprechen Sie gar nicht mit mir. Aber seine Worte gefielen ihr. Sie ließ ihn auf seinem Stein, und als er ins Schwanken kam, gestattete sie ihm sogar, sich an dem kleinen Geländer der Terrasse zu stützen. In seiner Handlungsweise blieb er zurückhaltend und schüchtern, in Worten jedoch war er kühn und unerschöpflich. Sie gab ihm keine Antwort, aber sie entfernte sich auch nicht: das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Lange sprach er so mit ihr in der Abenddämmerung, und Lydia mußte gerufen werden, um sich endlich losreißen zu

können. Sie erlaubte ihm nicht einmal, ihre Hand zu berühren, die ihm zu reichen, er sie gebeten hatte, und so fühlte sie sich sicher und ruhig in der Gewißheit, daß sie in ihrem Verehrer einen unterwürfigen Sklaven besaß, der sie anbetete und dem sie nichts außer einem Lächeln gewährte.

Volle acht Tage hindurch setzte sie dieses Spiel fort, ohne daß es sich in irgend etwas geändert hätte. Um nicht überrascht werden zu können, übte Lydia die Vorsicht, Leïla am Eingang der gewundenen Allee, die nach der Terrasse führte, als Schildwache aufzustellen. So war sie frei, zu thun, was ihr beliebte, und doch zu gleicher Zeit geschützt. Sie brauchte nur einen leisen Ruf auszustoßen, und die Mulattin war ihr zur Seite.

An einem der letzten Tage der Woche brach ein heftiges Gewitter aus. Vom frühen Morgen an regnete es unausgesetzt und in Strömen, so daß ein Gang in den Garten unmöglich war. Bei sinkender Sonne schlug der Wind indes plötzlich um und fegte in wenigen Minuten das dunkle Gewölk hinweg. Die letzten Wolken entschwanden hinter dem Küstengebirge, wie ein schwarzes Schiff auf dem Meere, und während die bleiche Scheibe des Mondes aufstieg, klärte sich der Himmel vollends auf. Die Luft war weich und milde und das feuchte Grün der Pflanzen duftete berauschend, als Lydia, um noch ein wenig Luft zu schöpfen, in den Garten trat.

Nachdem sie den ganzen Tag über im Zimmer eingeschlossen war, machte es ihr Freude, um den Rasenplatz herumzuwandern. Es fiel ihr nicht ein, auf ihren Posten am Rande des Gartens zu gehen, da sie nicht annehmen durfte, daß es zu so später Stunde da noch etwas zu beobachten geben würde. Der Zufall führte sie jedoch nach einer Weile auf die Terrasse. Es war inzwischen völlig

dunkel geworden, der Himmel war schon mit Sternen übersät, und aus der Villa strahlte der Schein der Lampen wie das Licht eines Leuchtturms über die Bäume, während Lydia gepreßten Herzens zwischen den Jasminsträuchern stand. Da zog ein leises Geräusch ihre Blicke nach der Mauer. Zu Füßen derselben stand eine schwarze Gestalt, und im selben Moment schon flüsterte Giranis Stimme: „Sind Sie allein? O welch unerwartete Freude, Sie zu sehen!“

Sie schwieg still. Aber schon war er auf den Stein gesprungen, der ihm gewöhnlich als Stütze gedient hatte, und während er sich am Geländer festhielt, zog er sich daran in die Höhe.

„Ich verbiete Ihnen, bis hierher zu kommen!“ rief Lydia aus.

Aber die Stunde der Abwehr war vorüber. Er überstieg die kleine Vormauer und mit einem einzigen Satze war er neben ihr. Zum erstenmale befanden sie sich so einander gegenüber, und tiefe Dunkelheit hüllte sie in ihre Schatten ein. Sie sah nur seine Augen, die in dem von Leidenschaft fahl gewordenen Antlitz aufleuchteten. Er streckte die Arme nach ihr aus. Sie versuchte ihn zurückzustoßen und wollte fliehen, und trotzdem sank sie eine Sekunde später an seine Brust. Mit ersterbender Stimme rief sie nach Leïla, denn sie hatte den Wunsch, ihm zu widerstehen und sich zu verteidigen; aber die Sinne verwirrten sich ihr . . . und Leïla war an jenem Abend fern.

Drittes Kapitel.

Am Tage nach jenem schrecklichen Ereignis in der Villa des Doktor Houchard, wo er einen Toten zurückgelassen hatte, verließ Graf Ploërné, nachdem er alle seine Angelegenheiten erledigt hatte und Herr seiner Zeit war, Toulon mit dem Schnellzug, der um zwölf Uhr achtundvierzig abgeht und gegen fünf Uhr in Nizza ist. Er wollte nicht direkt mit der Bahn nach Beaulieu fahren, da er fürchtete, seine Ankunft möchte bekannt werden und er dadurch seinen Vorteil über diejenigen einbüßen, deren Geheimnis er durch überraschendes Erscheinen zu enthüllen hoffte.

Seit vierundzwanzig Stunden hatte er keine ruhige Minute mehr gehabt, weder äußerlich noch innerlich. Ohne Unterlaß zermarterte er sein Gehirn mit dem Problem der Schmach, das der Italiener ihm zu lösen verweigert hatte. Ein neuer Oedipus auf dem Wege nach Theben, suchte er die Sphinx, um ihr des Rätsels Lösung zu entreißen. Aber wie und wo sollte er sie finden?

Immer wieder kam ihm die Erzählung des Marquis in den Sinn, die er bei einem lauten Gelage hatte mit anhören müssen, und traumhaft war ihm, als vernehme er noch die melodische Stimme Giranis, wie er sagte: „Des Abends harrte sie mein, auf der kleinen Terrasse, mitten unter Blumen. Da hat sie gestern auf mich gewartet, da wird sie mich morgen erwarten . . .“

Raimond wußte nur zu wohl, von welcher Terrasse die Rede war. In den letzten Jahren ihres Lebens hatte sich Madame Letourneur, wenn sie den Winter in Beaulieu verbrachte, dorthin tragen lassen, und Tage lang hatte sie da gesessen, hatte den Wogen des blauen Meeres zugeschaut, hatte sich an der freundlichen Sonne erwärmt und den

Duft der Orangenbäume eingeatmet, die mit ihren goldenen Früchten in verschwenderischer Fülle den Garten zierten. Raimond sah im Geiste das Plätzchen vor sich: eine niedrige Mauer mit einer Balustrade, und ringsum stille Einsamkeit: Olivenhaine, Felder und das Meer. Der Ort war klug gewählt!

Mit schäumender Wut dachte er sich den Italiener, wie er die Terrasse erstieg, während ihm ein Mädchen entgegenflog. Ein Mädchen! Welches Mädchen? Raimond sah nur ein helles Kleid, sah nur, wie sie die Arme dem Geliebten öffnete, hörte nur das Geräusch ihrer Küsse. Aber das Gesicht blieb in Dunkel gehüllt und die Gestalt verschwamm ihm in Umrissen. War's die Blonde oder die Braune? Therese oder Lydia? Die Freundin oder die Braut?

Dann wieder sah er den sterbenden Mann mit dem ironischen Lächeln auf den Lippen, wie er sich an ihm, der ihn zum Tod getroffen hatte, mit ewigem Schweigen rächte. O, warum konnte er ihn nicht ins Leben zurückrufen, um ihm zu drohen, um ihn nochmals zu treffen, wenn er auf seinem Geheimnis beharrte, der Elende, den er tausendmal mehr seiner verspäteten Verschwiegenheit halber verachtete, als um seiner verbrecherischen Liebe willen.

Nie je zuvor hatte Raimond so gelitten. Weder die Pein der Trennung von der, die er über alles liebte, noch der Schmerz des in der Ferne Weilens konnten mit den Qualen verglichen werden, die er bei seiner Rückkehr, von der er sich so viel Freude versprochen hatte, erduldete. Alles, was er von der Zukunft erhofft hatte, konnte vernichtet sein, und bei dieser Ungewißheit bäumte sich sein Herz empört auf. Die Stunden schlichen ihm so bleiern dahin und der Zug ging so unerträglich langsam! Mit einem Satze hätte er gern bei ihnen sein, sich auf sie stürzen und ihnen das Geständnis der Schuld entreißen mögen. Und dann? . . .

Wenn es Lydia gewesen war, die in den Armen eines andern vergessen hatte, was sie ihm versprochen, so wollte er in blinder Wut zuschlagen, wollte ihr ans Leben gehen, wie er schon den Geliebten getötet hatte! Würde er die wilde Energie zu solch einer Rache haben? Der Zorn mußte sie ihm geben und ihm helfen, vor nichts zurückzuschrecken. Dann wieder ward er mutlos und lebensmüde. War es nicht am Ende besser, wieder in jene fernen Länder zu ziehen, woher er eben erst gekommen war? Dort in dem durchfeuchten Klima, inmitten von zahllosen Gefahren fand er schnell das Allheilmittel für sein Leid und im ewigen Schlaf konnte er vergessen.

Ein bleiches, von diamantnen Augen durchleuchtetes Gesicht mit lachenden roten Lippen tauchte vor ihm auf, und nein schrie es in ihm: „Nein, ich könnte nicht vergessen! Wenn der Tod nicht die Vernichtung unsres ganzen Seins ist, wenn eine göttliche Flamme, die für uns das Erkennen der Dinge auf dieser Erde erhält, unsern Leib überlebt, dann würde sich in meiner unsterblichen Seele die schmerzliche Erinnerung an diese Liebe nie verwischen und sie würde mich verzehren und martern in unausgesetzter Reue. O, immer würde mich dieses entzückend verführerische Bild mit seinem süßen Lächeln und seinen strahlenden Blicken verfolgen, Blicke, die einem andern gehörten, nicht mir! Es gibt keine Wahl für mich. Entweder muß ich sie unschuldig finden, oder ich werde für immer verloren und zu den entsetzlichsten Qualen verdammt sein."

Er klammerte sich an die hundertmal gehegte und hundertmal wieder verworfene Hoffnung an, daß Lydia nicht die Schuldige sei. Dann tauchte vor seinem innern Auge das Mädchen mit den verschleierten Zügen in den Armen eines andern auf, und „welche?" tönte es immer und immer wieder.

War es nicht schließlich besser, wenn er die Antwort darauf nie erhielt? War die Ungewißheit nicht eine Frist für ihn? Wenn es keine Zweifel mehr gab, wenn ihm alles klar sein würde, war er nicht dann erst zu beklagen? Trotzdem wünschte er die Stunde herbei, wo dieser furchtbare Zwiespalt aufhören mußte.

Die fünf Stunden Fahrt schienen ihm endlos. Er kam, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, an den herrlichen Orten Saint-Raphael, Antibes und Cannes vorüber, deren Schönheit ihn einst mit Entzücken erfüllt hatte, und mit einem Seufzer der Erleichterung sprang er in Nizza auf den Perron. Er ließ sein Gepäck am Bahnhof, nahm einen geschlossenen Wagen und gab dem Kutscher den Befehl, nach Villafranca zu fahren.

Sein Plan war sehr einfach. Er beabsichtigte, den Wagen noch vor Beaulieu zu verlassen und sich bis zum Einbruch der Dunkelheit in einem Gasthaus aufzuhalten. Dann wollte er den Weg nach Saint-Hospice zu Fuß durch die Villenstraße zurücklegen, bis er an die Mauer gelangte, hinter der die kleine Terrasse versteckt lag. Dort war der Ort, wo jene sich zu treffen pflegten, wohin das Mädchen kommen würde; und anstatt des erwarteten Geliebten sollte sie ihn vorfinden! So enthüllte sich ihm in einer Minute das schmachvolle Geheimnis; keine Ausrede, kein Leugnen war mehr möglich, denn schon die Anwesenheit allein war der Beweis der Schuld und zeugte von dem Fall des unglückseligen Mädchens.

Die Falle schien ihm geschickt gelegt, und der Gedanke daran bereitete ihm ein fast teuflisches Vergnügen. Als der Wagen die Anhöhe vor Villafranca erreicht hatte, ließ er halten, und nachdem er den Kutscher bezahlt hatte, sandte er ihn zurück. Die Landstraße war einsam und verlassen. Der Zug, der die Spieler von Monte Carlo zum Diner

nach Nizza zurückführte, pfiff eben am Eingang eines Tunnels, in den er dampfend einfuhr. Dann trat wieder lautlose Stille ein, und Raimond hörte nur noch das Geräusch der eigenen Schritte auf dem hohlen Boden des staubigen Weges.

Er wurde eines Wirtshauses ansichtig, in dessen Gärtchen sich eine kleine Laube befand. Dort setzte er sich, vor den Blicken der Vorübergehenden geschützt, auf eine Bank und zündete sich, um die Zeit zu kürzen, eine Cigarre an.

Die letzte Zusammenkunft Lydias mit Girani hatte am Abend vor dem Tage stattgefunden, an dem er der Einladung des Doktor Houchard gefolgt war und mit diesem und den Marineoffizieren das Frühstück eingenommen hatte. Schon seit Wochen hatten sich die Liebenden nicht mehr an den wenigen Minuten des Geplauders im Garten genügen lassen. Das Wetter begann schlecht zu werden und oft würde ein kalter Wind den Aufenthalt im Freien unangenehm gemacht haben. Ein kleiner Pavillon, den ehemals Madame Letourneur benutzt hatte, und der seither verlassen stand, bot den besten Schutz gegen die Ungunst der Jahreszeit und gegen unerwünschte Eindringlinge. Wenn für Girani kein Abhaltungsgrund vorlag, erwartete ihn Lydia in diesem Pavillon, und die Mulattin, die ihrer Herrin zuliebe alles that, was diese von ihr forderte, holte dann den Italiener herein und stand, während die beiden Liebenden zusammen waren, draußen Wache.

Aber aus dem stillen Hause drohte ihnen kaum eine Gefahr. Wer sollte eine Ahnung von dem allem haben? Madame de Saint-Maurice, die immer so matt und so mit sich selbst beschäftigt war, daß ihr für andre kein Gedanke übrig blieb? Oder Therese, deren reine Seele sich von solcher Schmach keine Vorstellung zu machen im stande

war? Die Liebenden schienen daher in vollster Sicherheit und konnten, wenn nicht ein unglücklicher Zufall waltete, oder sie sich nicht durch eine große Unvorsichtigkeit hinreißen ließen, straflos ausgehen. Der unglückliche Zufall jedoch blieb nicht aus und führte die Entdeckung herbei.

Eines Abends, als Therese in ihrem Zimmer saß und arbeitete, dann aber lieber vor dem zu Bettgehen noch ein wenig lesen wollte, fiel ihr ein, daß sie ihr Buch auf dem Tische im Salon hatte liegen lassen. Es war schon zehn Uhr vorüber, aber Therese kannte keine Furcht. Sie zündete eine Kerze an und begab sich ins untre Stockwerk. Ihr Fuß glitt geräuschlos über die mit dicken Teppichen belegten Treppen hin; ebenso leise öffnete sie die Salonthüre, und nachdem sie den gesuchten Band gefunden hatte, wollte sie sich eben anschicken, wieder hinauf zu gehen, als sie durch eines der nach dem Garten gelegenen Fenster in der Dunkelheit, die draußen herrschte, einen Lichtschein zu sehen vermeinte. Sie trat näher und blickte, mehr neugierig als erstaunt, hinaus. Etwa hundert Schritte von der Villa entfernt und mit ihr durch einen zum Gewächshaus hergerichteten Glasgang verbunden, stand der Pavillon, in dem ihre Mutter einen Teil ihrer Tage zu verbringen pflegte. Durch die herabgelassenen Jalousieen eines von Bäumen umschatteten Fensters dieses kleinen Baues leuchtete ein schwacher Schein zu Therese herüber.

Sie legte dem Umstand indessen keine besondere Bedeutung bei. Weder dachte sie an Diebe, noch an heimlich Liebende. Sie sah einfach in dem Licht, das den sonst unbewohnten Raum erhellte, eine auffallende Thatsache, deren Ursache sie ergründen wollte. Wahrscheinlich, meinte sie, hatte irgend ein Dienstbote dort etwas zu thun. Da aber Madame de Saint-Maurice eine ganz besondere Angst vor Feuersgefahr hatte, hielt es das junge Mädchen für geraten,

sich vorsichtshalber in eigener Person um die Sache zu kümmern.

Sie durchschritt den Salon, betrat den Glasgang und eilte zwischen den Reihen seltener Pflanzen, die zu beiden Seiten aufgestellt waren, nach dem Pavillon, als sie plötzlich das Geräusch einer sich öffnenden Thüre vernahm.

Sie blickte durch die Scheiben und sah einen Mann von dem kleinen Balkon, der den Pavillon umgab, die Stufen in den einsamsten Teil des Gartens hinabsteigen. Erkennen konnte sie ihn nicht; doch sah sie, daß er von hoher Gestalt war und seinen Mantel über den Arm gehängt trug. Am Fuß der Treppe wandte er sich noch einmal um und winkte einer an der Schwelle stehen gebliebenen Person liebenswürdig abwehrend zu. Im selben Moment wurde die Thüre geschlossen, und der Fremde verschwand in einer von hängenden Baumzweigen eingefaßten Allee.

Therese verharrte erstaunt und verwirrt auf derselben Stelle. Ein Mann entfernte sich heimlich aus dem Pavillon und winkte jemand ab, der ihm noch nachgeblickt zu haben schien? Wer mochte dieser jemand sein? Ohne Zweifel ein weibliches Wesen, wahrscheinlich eine Dienerin des Hauses. Aber welche? Sie sollte nicht lange im Zweifel darüber bleiben. Leichte Schritte kamen näher, das Rauschen eines Kleides ward vernehmbar und eine gedämpfte ernste Stimme fragte: „Leïla, bist du es?“

Therese starrte wie vom Blitz getroffen vor sich hin; der kalte Schweiß drang ihr aus den Poren und ihre Hände zitterten so, daß sie kaum noch das Licht zu halten im stande war. Sie brachte keinen Laut hervor und hörte nur noch das wilde Pochen ihres Herzens, das sie fast betäubte. Im nächsten Augenblick trat Lydia in den Glasgang. Als sie ihre Cousine erkannte, konnte sie eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken, während sie um einen Schatten

bleicher wurde. Aber in dem harmlosesten Tone von der Welt sagte sie: „Ach, du bist es! Hast du Leïla nicht gesehen? Ich hatte sie gebeten, mich hier zu erwarten.“

Therese rührte sich nicht, und nur ihre erregten Blicke zeigten, daß noch Leben in ihr war.

„Ich gehe am Abend so gern in dieses Gewächshaus, wo ich mir inmitten der tropischen Pflanzen einbilden kann, die Luft meiner Heimat zu atmen.“

Dann, als wollte sie einem Verdacht vorbeugen, den Therese ihrer ganzen Erscheinung nach zu hegen schien, fügte sie hinzu: „Leïla ist immer bei mir.“

Therese antwortete immer noch nicht; sie fühlte sich so beklommen, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Aber die Thränen flossen ihr die Wangen hinab und mit einer trostlosen Bewegung schüttelte sie den Kopf zu einem „Nein.“

„Nein?“ fragte Lydia mit bebender Stimme.

„Nein!“ stieß das junge Mädchen errötend hervor.

„Was meinst du damit?“ und die Kreolin näherte sich ihrer Cousine erregt um ein paar Schritte.

Therese jedoch schwieg. Sie begann bitterlich über die eben gemachte Entdeckung zu weinen. Wie sich die beiden jungen Mädchen so gegenüber standen, die eine in krampfhaftem Schluchzen und halb ohnmächtig, die andre fest und sicher, trotz ihrer Angst, da hätte man die Unschuldige für die Schuldige halten können.

„Warum weinst du denn? So sprich doch!“ sagte Lydia, ärgerlich werdend.

Da faßte sich Therese ein wenig, wischte sich die Thränen aus dem Gesicht und fragte: „Lydia, wer war der Mann, der vor ein paar Minuten aus dem Pavillon kam?“

„Ein Mann?“ rief Fräulein de Saint-Maurice mit einem nervösen Lachen aus. „Was du dir einbildest! Ich war allein . . .“

„Leugne nicht!“ unterbrach sie Therese. „Leugnen heißt in diesem Fall eingestehen, daß du ein Unrecht begehst. Ich habe den Mann mit eigenen Augen gesehen ... hörst du, ich habe ihn selbst gesehen!“

„Wenn ich dich aber versichre ...“

Lydia konnte nicht fortfahren. Ihre sonst so sanfte und geduldige Cousine war dicht neben sie getreten, und mit drohender, empörter Stimme rief sie ihr zu: „Nimm dich in acht! Du bist unter meinem Dach; vergiß das nicht! Was hier vorging, betrifft die Ehre meines Hauses. Wenn du mich noch weiter anlügst, rufe ich deine Mutter und erzähle ihr alles, gleichviel was daraus entsteht.“

Die Kreolin machte eine Bewegung, als wolle sie Therese zurückhalten, dann setzte sie sich mit gesenktem Kopfe und zusammengepreßten Lippen still und kalt auf eine Bank. Ihre Gefährtin betrachtete sie erstaunt; hatte sie doch auf ein Wort der Erklärung gehofft, das sie hätte beruhigen können und ihr erlaubt haben würde, etwas andres anzunehmen, als was sie voll Angst und Abscheu fürchtete. Aber Lydia schien sich, seit ihr die Lüge verboten worden, zum Schweigen entschlossen zu haben. So begann denn Therese wieder zu fragen, während sie vor Aufregung am ganzen Körper zitterte: „Wie ist jener Mann hier hereingekommen ... es ist doch hoffentlich zum erstenmal gewesen?“

Lydia rief erregt aus: „Ja, zum erstenmal ... und gegen meinen Willen.“

„Gegen deinen Willen? Warum hast du mir das nicht gleich gesagt ... o, Lydia, gib mir die Gewißheit, daß du dir nichts weiter als eine Unbesonnenheit vorzuwerfen hast ... sie ist schon schlimm und strafbar genug. ... Bitte erzähle mir ... sei aufrichtig, damit ich dir rate, so unerfahren ich bin, und damit ich dich, wenn es sein muß, verteidigen kann.“

„Ja, du hast recht und hast es mit dem richtigen Namen bezeichnet: eine Unbesonnenheit war es von mir. Ich wußte nicht, was ich that, als ich dem, den du soeben entdeckt hast, erlaubte, sich um mich zu kümmern. Wir haben ihn auf unsrem Ausflug nach Monte Carlo gesehen; vielleicht erinnerst du dich seiner noch?"

„Ach, jener Fremde?"

„Ja. Er hatte uns ziemlich lange verfolgt, und ich hätte ihn kaum beachtet. Aber der Zufall wollte es, daß ich ihm den Tag darauf begegnete, als ich mit Leïla spazieren ging."

„Leïla! Welche Rolle spielt sie bei alldem?" fragte Therese erregt.

„Sei ihr nicht böse . . . sie hat nicht mehr Schuld, als ich selbst. Wir gingen also zusammen spazieren und trafen auf dem Rückweg jenen Fremden wieder. Diesmal grüßte er uns. Ich fand nichts dabei und erwiderte seinen Gruß. Er ließ uns an sich vorüber und sah uns von weitem ins Haus treten, wodurch er erfuhr, wo ich wohnte. Von da an trieb er sich beständig hier herum. Ich konnte mir nicht den Anschein geben, als merkte ich es nicht. Er lauerte mir auf und machte beständig den Versuch, mich anzusprechen. Ich wich ihm so viel als möglich aus, während ich beständig in der Angst schwebte, seine Aufdringlichkeiten könnten auch noch andern auffallen; denn mir lag ebensoviel wie dir an der Ehre des Hauses, dessen guten Ruf zu untergraben, du mich vorhin so ungerechter Weise beschuldigtest. Aber meine Zurückhaltung reizte ihn nur noch mehr, und er hatte sogar die Kühnheit, in den Garten zu kommen. Was sollte ich thun? Man konnte uns von den Fenstern der Villa aus sehen, und doch mußte ich eine Auseinandersetzung herbeiführen, die mich von diesem Menschen endlich befreite. Ich erlaubte ihm, mir in den Pavillon

zu folgen. Damit habe ich einen großen Fehler begangen, ich weiß es, und was du mir vorwirfst, habe ich verdient. Ich hatte jedoch den Kopf verloren. Er ist nur wenige Minuten geblieben, und Leïla befand sich in Hörweite. Sie muß vor dir weggelaufen sein. Verzeihe mir, Therese, und sage mir, daß du mich nicht hart beurteilst. Ich hatte solche Angst und habe sie noch!"

Therese hatte Lydia ausreden lassen, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen; sie hatte sich bemüht, aus dem Tonfall und der Ausdrucksweise, in welcher der Sachverhalt dargestellt wurde, die Wahrscheinlichkeit der angeführten Thatsachen zu ermessen. Alles schien ihr zurechtgestutzt, und nach den abgegebenen Erklärungen hatte sie viel mehr das Gefühl einer vorhandenen Schuld, als nach deren Entdeckung selbst. Eine tiefe Traurigkeit erfaßte sie, denn die Notwendigkeit, in die sie sich versetzt sah, zu verdächtigen, anzuklagen und zu verachten, war für ihre zarte, weiche Seele eine unendliche Qual. Während sie dem Liebesabenteuer Lydias auf den Grund zu kommen suchte, war ihr zu Mute, als müsse sie durch einen schlammigen Sumpf waten. Ihre Ueberzeugung stand fest: Lydia verschwieg ihr die Wahrheit. Sie wollte sie auch nicht wissen. Welchen Wert konnte es haben, die moralische Verderbtheit des unglücklichen Kindes noch weiter ans Licht zu ziehen? Sie hatte sich in eine Sache verwickeln lassen, die mehr frivol schien, als schlecht; wie verabscheuungswürdig jedoch schon in dieser Frivolität! Sie ergötzte sich an elenden Tändeleien, während ihr Verlobter um der Pflicht willen Tausenden von Gefahren ausgesetzt war, denen er vielleicht unterliegen mußte.

„Hast du jenem Mann Gehör geschenkt, ohne an Raimond zu denken?" fragte Therese endlich.

„Ich bitte dich, quäle mich nicht mit Vorwürfen. Du

siehst, wie unglücklich ich mich ohnehin schon fühle. Habe ich in der Aufregung, in die mich die Sache versetzte, überhaupt einen Gedanken für irgend etwas gehabt?"

Lydia vergrub ihr Gesicht in den Händen, wodurch sie sich die Anstrengung, ein paar Thränen hervorpressen zu müssen, ersparte. Therese sagte sich: „Am Ende bin ich doch ungerecht gegen sie mit dem Verdachte, daß sie mich anlügt. Die Dinge können sich vielleicht trotz alledem so zugetragen haben, wie sie es hinstellt. Die exaltierte und gekünstelte Art, in der sie erzählte, kann ihrer Angst entsprungen sein und braucht deshalb noch nicht unwahr zu sein. Wenn ich Raimond weniger liebte, wäre ich gewiß nicht so voreingenommen gegen sie." In dem Wunsche, Lydia rein zu finden, beschuldigte sich das großherzige junge Mädchen selbst. „Wie hast du es angefangen, den Menschen los zu werden?" fragte sie dann weiter.

„Ich sagte ihm, daß er mich kompromittiere, wenn er eine Minute länger bleibe, da ihn jemand hier finden könne; weshalb er mir zu gehen versprach, aber nur wenn ich ihm erlauben wolle, wieder zu kommen. . . . So gewann ich Zeit, um meine Maßregeln zu treffen und für meine Sicherheit zu sorgen."

„Ja, aber was hast du ihm erwidert?"

„Du begreifst, daß es sich für den Moment nur darum handeln konnte, ihn baldmöglichst zu entfernen. Ich versprach ihm daher, um was er bat, ihn übermorgen zu erwarten. Nur unter der Bedingung jedoch, daß er sofort ging . . . ich dachte eben nur daran, ihn aus dem Hause hinauszuschaffen . . . dies erreichte ich ja. Die Gefahr ist vorüber, und jetzt, wo du eingeweiht bist, habe ich keine Furcht mehr."

„Sie lügt wieder," sagte sich Therese. „Sie hat eine zweite Zusammenkunft mit ihm verabredet und versucht mich

hinters Licht zu führen. Wir werden ja sehen, ob es ihr gelingt!"

Dann schüttelte sie bedenklich den Kopf und erwiderte laut: „Dieser Mensch scheint mir sehr zudringlich und zu irgend einer Tollheit fähig. Wir müssen übermorgen das Haus gut verschlossen halten, und wenn sich deine Mutter zur gewohnten Stunde zurückgezogen hat, werden wir zusammen in meinem Zimmer wachen; zu zweien werden wir mehr Mut haben."

„Gewiß," antwortete Fräulein de Saint-Maurice, indem sie fast unmerklich die Stirne runzelte. „Ich bin gern bereit, alles zu thun, was du von mir verlangst."

Im stillen dachte sie: „Uebermorgen abend werde ich ihm Leïla entgegenschicken. So kommt er gar nicht herein, und jede Gefahr ist beseitigt." Und im selben Moment dachte Therese: „Ich werde beständig um sie sein und sie genau beobachten. Jetzt, wo ich gewarnt bin, wird sie mich so leicht nicht mehr täuschen können." Indem die beiden ihr Innerstes voreinander verbargen, bereitete jede ihre List vor, je nach der Anlage ihres Charakters und ihrer Neigungen. Therese zum Wohle Lydias; Lydia zu ihrem eigenen Verderben.

Sie traten zusammen aus dem Gewächshaus in die Villa. Als sie auf dem Korridor angelangt waren, auf den ihre Zimmer mündeten, schlang Lydia plötzlich ihre Arme zärtlich um den Hals ihrer Cousine, und während sie ihr einen Kuß auf die Lippen drückte, flüsterte sie ihr ein inniges: „Ich danke!" zu. Therese erwiderte die Umarmung der schönen Kreolin und zog sich mit einem letzten schmerzlichen Blick auf sie in ihre Räume zurück. Hinter der Thür horchte sie lange, ob Lydia nicht etwa noch einmal hinunterging. Endlich beruhigte sie sich für diese Nacht, stieß einen tiefen Seufzer aus und kniete dann in heißem Gebete nieder.

Am Morgen darauf begrüßten sich die beiden jungen Mädchen am Frühstückstisch, Therese nach einer von Sorgen gestörten, durchwachten Nacht mit hohlen Wangen und schwarzen Rändern um die Augen; Lydia frisch und ausgeruht, nachdem sie trotz des Ernstes ihrer Lage wie ein Kind geschlafen hatte. Sie verbrachten den Tag wie immer, und mit keiner Silbe wurde der Ereignisse des verflossenen Abends Erwähnung gethan. Wenn Therese nicht so ausnahmsweise schlecht ausgesehen hätte, würde Lydia geglaubt haben, daß alles, was zwischen ihnen vorgefallen war, ein böser Traum gewesen sei. Aber sie bemerkte bald, daß wenn sie sich in den Garten begab, ihre Cousine sich jedesmal erhob, um sie zu begleiten.

Es unterlag also keinem Zweifel, daß Therese sie überwachte, wenn auch still und ohne ein Wort dabei zu verlieren. Therese hegte demnach Mißtrauen, und trotzdem ihr Lydias Erklärungen in dem Moment, wo sie gegeben worden waren, nicht unwahrscheinlich geschienen hatten, mußten ihr doch bei weiterem Nachdenken Verdachtsgründe aufgestiegen sein. Lydia wollte deshalb vor dieser sanften Blondine mit den Taubenaugen, die in einer Stunde der Exaltation zu allem fähig war, auf ihrer Hut sein. Sie fürchtete sich indes nicht vor ihr und fühlte sich ihr gewachsen.

Wenn die Kreolin gesagt hatte, die nächste Zusammenkunft sei erst auf den zweitfolgenden Tag festgesetzt worden, so hatte sie, abgesehen von der Behauptung, sie sei ihr aufgezwungen worden, nicht gelogen. Therese übte daher ihr Wächteramt vergebens aus. Es fiel nichts Ungewöhnliches vor. Der Abend verlief ungestört, die Nacht ruhig und so auch der kommende Tag. Erst nach dem Diner bemächtigte sich Lydias eine leichte Aufregung. Der entscheidende Moment nahte. Therese saß ruhig, aber mit scharf beobachtenden Blicken über ihre Arbeit gebeugt und schien sich auf keine

Einmischung vorbereitet zu haben. Sie plauderte mit ihrer Tante und zwang Lydia, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Thereses Stimme verriet nicht die leiseste Bewegung, und doch war ihr Innerstes in heftigem Aufruhr. Aber diese zarte Mädchenseele verfügte über einen eisernen Willen und führte die Herrschaft über ihre Nerven und ihren Verstand. Um neun Uhr wünschte sie Madame de Saint-Maurice „Gute Nacht," als sich diese wie immer früh in ihr Zimmer zurückzog, und als Lydia ihre Mutter begleiten wollte, befahl sie ihr mit fester Stimme, die keinen Widerstand zuließ: „Nein, bleibe bei mir und rufe Leïla!"

Bei diesen Worten konnte die Kreolin ihr Erstaunen nicht verbergen und dreist fragte sie: „Was hat Leïla hier zu suchen?"

„Nichts. Aber sie soll auch draußen nichts zu suchen haben. Rufe sie!"

Nicht gehorchen in diesem Falle, hieß ihre Kriegslist eingestehen. Die Röte stieg Lydia ins Gesicht und ihre Hände zitterten vor verhaltener Wut, aber sie klingelte.

„Was willst du ihr sagen?" fragte sie.

„O, darauf kommt es gar nicht an; sie wird eben bei uns bleiben."

„Sei aufrichtig; du hegst irgend einen Verdacht."

„Du hast es erraten."

Sie standen sich stumm gegenüber, denn ein einziges Wort konnte den Haß in ihnen entfesseln und den Sturm heraufbeschwören. Die Mulattin erschien.

„Gib ihr deine Befehle!" sagte Lydia, indem sie sich niedersetzte, als ob sie sich, jeder Autorität beraubt, nun auch nicht weiter einmischen wollte.

„Setzen Sie sich ins kleine Boudoir," sagte Therese zu Leïla. „Lassen Sie die Thüre offen, damit ich Sie hören kann, und halten Sie sich bereit, wenn ich Sie brauchen sollte."

Die Mulattin wechselte einen Blick mit ihrer Herrin und befolgte dann, mit dem Kopfe nickend, Thereses Auftrag. Die beiden jungen Mädchen nahmen eine Arbeit zur Hand, mit der sie sich die sonderbare Wache zu kürzen suchten, während im Nebenzimmer Leïla ein Lied ihrer Heimat vor sich hinsummte. Draußen im Dunkel der Nacht herrschte Schweigen. Therese trat nach einer Weile ans Fenster und blickte in den Garten hinaus, über dessen vom Vollmond weiß beleuchtete Rasenplätze die Baumgruppen ihre gespenstischen Schatten warfen. Plötzlich glaubte sie hinter einem Gebüsch eine menschliche Gestalt zu entdecken, die sich vorsichtig vorwärts bewegte und nie aus dem Schatten hervortrat, als fürchte sie sich, gesehen zu werden. Es war ohne Zweifel der Italiener.

Das junge Mädchen rührte sich nicht, gab keinen Laut von sich, um Lydia nicht aufmerksam zu machen. Sie hoffte, daß der nächtliche Eindringling näher kommen würde; er schien sich aber nicht dazu entschließen zu können und blieb stehen, als warte er auf ein Zeichen. Therese überlegte: „Wenn sie miteinander im Einvernehmen sind, wird er sich, ohne gerufen zu werden, nicht vorwagen, und mir geht dadurch die Gelegenheit, dieser Intrigue ein Ende zu setzen, verloren. Ich muß jenen Menschen zum Fernbleiben veranlassen, und um dies erreichen zu können, muß ich ihn persönlich sprechen. Ich kann nicht täglich Wache halten, und Lydia würde später schon Mittel und Wege finden, mich von neuem zu täuschen. Wenn er doch näher kommen wollte!"

Die Gestalt verharrte jedoch unbeweglich auf ihrem Platze; nur als die wandernden Mondstrahlen jene Stelle zu erhellen begannen, zog sie sich zurück und verschwand im Dunkeln. Das junge Mädchen fürchtete, der Fremde könne den Garten ganz verlassen, ohne daß sie ihn zuvor gesprochen

hätte. Sie konnte ihre Ungeduld nicht mehr bemeistern und wandte sich an Lydia, die ruhig, als kümmerten sie die Vorgänge nicht im mindesten, in ihrem Lehnstuhl sitzen geblieben war.

„Erwarte mich hier!" sagte Therese zu ihr.

Dann eilte sie durch die Glasthüre in den Garten. Jetzt war sie es, die sich verborgen zu halten bestrebt war, indem sie die nicht vom Mond beschienenen Wege entlang schlüpfte. Sie ging rasch, damit jener, dessen Spur sie folgte, keine Zeit zur Flucht gewänne. Furcht hatte sie nicht. Von jenem drohte ihr keine Gefahr und überdies fühlte sie sich von einer seltenen Kraft durchglüht. Verkörperte sich nicht in ihrer zarten Persönlichkeit die ganze Autorität der Familie?

Sie sah den Gesuchten nicht mehr. Sollte er geflohen sein? Sie gelangte bis zu der kleinen Terrasse, deren drei Stufen sie rasch erklommen; aber auch sie war leer. Da beugte sie sich über die Balustrade und blickte forschend die in öder Stille sich vor ihr ausbreitende Straße entlang, während herabhängende Zweige sie in ihre Schatten hüllten. Da zwang ein leises Geräusch sie, sich umzudrehen. Der Mann, den sie zu sprechen wünschte, trat aus einem Gebüsch, hinter dem er sich versteckt gehalten hatte, hervor, und näherte sich ihr. Auch sie schritt fest entschlossen auf ihn zu. Zu gleicher Zeit erschienen sie in der Helle des Mondlichts und zu gleicher Zeit erscholl es: „Therese! Raimond!"

Zitternd schauten sie sich in die Augen; sie, von Schreck erfüllt; er, mit dem Gefühle einer furchtbaren Freude. Langsam wiederholte er: „Therese," als wolle er sich nochmals davon überzeugen, daß es nicht die andre sei, die schuldbeladen und treulos vor ihm stand. Dann sagte er in einem Tone schmerzlichen Vorwurfs: „Therese! Unglückliches Kind! Du also bist es!"

In einer Sekunde ward dem jungen Mädchen in vollem Umfange klar, was diese Worte: „Du also bist es?“ bedeuteten. Sie durchschaute den schrecklichen Irrtum, in dem sich Raimond befand; sie erriet, daß er sich eingeschlichen hatte, um eine Frau bei ihrem Rendezvous zu überraschen, so wie sie einen Mann hatte überraschen wollen. Sie fragte sich nicht, woher er gekommen war, wieso er das Geheimnis entdeckt hatte; es genügte ihr, daß er da war und daß er alles wußte. Sie stieß einen Schrei verletzten Stolzes aus, und rot vor Scham blickte sie ihm ins Gesicht.

„Wie mich . . . mich klagen Sie an?“

„Was hast du mitten in der Nacht hier zu suchen,“ rief er aus, „wenn nicht jenen, der dich hier treffen sollte?“

Sie bäumte sich unter der ihr angethanen Schmach auf, aber sie versuchte noch zu leugnen: „Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ sagte sie.

„Soll ich es dir vielleicht auseinandersetzen?“

„Weil ich hier bin, muß ich deshalb notgedrungen schuldig sein?“

„Nachdem ich weiß, was ich weiß, kann ich daran nicht zweifeln.“

„Was wissen Sie denn?“

Bis dahin hatte Therese alles über sich ergehen lassen, ohne Lydia zu verraten. Aber sie wollte wenigstens erfahren, wessen man sie beschuldigte. Verdächtigt zu werden und von Raimond! War das nicht doppelt entsetzlich? Sie mußte zum mindesten wissen, um was es sich handelte: um eine Unbesonnenheit, eine Frivolität oder um eine verbrecherische Schuld? Sie bewahrte trotz aller Erregung ihre Kaltblütigkeit, und ohne sich selber preiszugeben, schonte sie doch auch die andre. Sie war tapfer.

„Weshalb kommen Sie hierher, und zwar heimlich über

die Mauer gestiegen, wenn Sie sich doch mit der sichern Aussicht am Haupteingang zeigen konnten, aufs freudigste und herzlichste von uns allen dort begrüßt zu werden? Ehe Sie anklagen, rechtfertigen Sie sich selbst!"

Raimond betrachtete sie erstaunt, fast erschreckt. Diese feste Stimme, diese geraden Blicke waren nicht die einer Schuldigen. Nicht nur, daß sich Therese nicht verteidigte, sie griff sogar an. In dem Moment, wo er nur darauf gewartet hatte, sie zitternd zu seinen Füßen zu sehen, erhob sie stolz den Kopf und wies ihn zurecht. Eine plötzliche Angst erfaßte ihn: Wenn er sich getäuscht hätte? Wenn der Schein trog? Er konnte ihr die Erklärung, um die sie bat und die er selbst herbeisehnte, nicht länger vorenthalten. Er suchte nach keiner milden Form: mochten seine Worte noch so brutal klingen, wenn sie nur die Sache beim rechten Namen nannten. Schonung durfte er keine mehr walten lassen. Er erwiderte: „Als ich heimlich in diesen Garten eindrang, wußte ich, daß ich ein Mädchen überraschen würde, die ihren Geliebten erwartete. In diesem Hause wohnen nur zwei junge Mädchen: Du, meine Jugendgespielin, und Lydia, meine Braut. Die eine oder die andre mußte es sein. Und da du es bist, bricht mir das Herz fast darüber. Wenn es die andre gewesen wäre, mir wäre nichts übrig geblieben, als zu sterben."

„Zu sterben?" wiederholte Therese erbebend.

„Ja. Der Schmerz, dich hier zu treffen, Kind, ist schrecklich, aber wenn ich Lydia gefunden hätte. . . . O, du kannst dir nicht vorstellen, was ich in den zwei Tagen, seit ich von dem schmachvollen Geheimnis weiß, gelitten habe! Ich bin fast verrückt darüber geworden. . . . Vor allem mußte ich hinter die Wahrheit kommen, mußte die Sachlage klären. Warst du, war Lydia die Schuldige? Um Lydia unschuldig zu finden . . . es ist grausam, es dir

einzugestehen ... würde ich meiner Seele Seligkeit, würde ich jedes andre Erdenglück dahingegeben haben! Was würde ich nicht dafür gethan haben!"

Therese war tief erblaßt, aber sie hatte noch die Kraft, mit vernehmlicher Stimme zu fragen: „So war Ihnen also noch nicht gesagt worden, welche von uns Sie hier überraschen würden?"

„Nein."

„Und wenn Sie Lydia anstatt meiner getroffen hätten?"

„Dann glaube ich, hätte ich sie umgebracht, und mich nach ihr."

Therese schluchzte auf.

„O, Raimond, wie müssen Sie Lydia lieben!"

Er hatte die Grausamkeit zu antworten: „Wie sie es verdient."

Therese schüttelte den Kopf und schwieg. Raimond fuhr in dumpfem Zorne fort: „Jener Mann, der sich öffentlich seines schmachvollen Glückes rühmte, hörst du, öffentlich rühmte, wollte mich den gräßlichen Zweifeln, unter denen ich mich wand, nicht entreißen. Er hatte ohne nähere Schilderung eines der beiden Mädchen, die dieses Haus bewohnen, bezeichnet, und setzte einen falsch angebrachten, verspäteten Stolz darein, ihren Namen zu verschweigen."

Thereses Blicke flammten auf.

„Was fiel dann zwischen ihm und Ihnen vor?"

„Es handelt sich um die Ehre der Meinen, Therese, um eine Ehre, die nicht wieder hergestellt werden konnte. Verzeih mir, daß ich dir Dinge sagen muß, die dich so schwer treffen. ... Jener Mensch, der sich jedenfalls für frei ausgegeben hatte, um schneller erhört zu werden, hatte gelogen. Ich habe das Geständnis aus seinem eigenen Munde: er war verheiratet!"

„Verheiratet!“ schrie Therese auf. „Verheiratet!“

„Ja, verheiratet! Da gab es, um die angethane Schmach zu sühnen, nur noch einen Ausweg ...“

„Sie haben sich mit ihm geschlagen?“ unterbrach sie.

„Wenn er frei gewesen wäre, ich schwöre es dir, Therese, hätte ich ihn gezwungen, seine Pflicht zu erfüllen und sein Verbrechen wieder gut zu machen. Da er aber zweimal schuldig war ...“

„Nun?“

„Nun, da habe ich ihn erschossen!“

Sie stand wie vernichtet, unbeweglich, vor ihm und leise flüsterte sie: „Mein Gott!“ Dann sank sie auf eine Steinbank und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Mit schrecklicher Klarheit kam es ihr zum Bewußtsein: Wenn jener Elende ihre Cousine hätte heiraten können, dann würde alles in Ordnung gewesen sein. Aber er war schon in der Ehe gebunden. Tot oder verheiratet, das blieb sich gleich; er konnte nicht wieder gut machen, was er verschuldet hatte. Jetzt war Raimond wieder bei Lydia, die ihn verraten hatte, und sie, die Reine, hielt er für schuldig. Sollte sie es denn geduldig hinnehmen? Ein paar Worte genügten, um sie von jedem Verdacht zu reinigen; warum sollte sie diese Worte nicht sprechen?

Aber die von Ploërné ausgestoßene Drohung fiel ihr ein: „Wenn ich Lydia hier getroffen hätte, ich glaube, ich würde sie umgebracht haben, und mich nach ihr.“ Therese schauderte bei diesem Gedanken zusammen. Ja, er liebte Lydia so über alle Maßen, daß er den Tod erwählen würde, wenn er sie verloren geben mußte. Durfte sie ihm da rücksichtslos die Wahrheit enthüllen? Aber durfte sie ihn denn an die Unschuld Lydias glauben lassen? O, dieser Rollenaustausch war zu hart und furchtbar. Sich von Raimond verachtet zu wissen, war ein bitterer Schmerz;

aber er war noch zu ertragen. Ihm jedoch zu erlauben, Lydia zu achten und zu verehren, das schien ihr über ihre moralischen Kräfte zu gehen.

Sie richtete sich auf, um Raimond zuzurufen: „Geben Sie sich nicht länger einer Täuschung hin! Ich habe mich rein erhalten; Lydia ist die Gefallene. Wie konnten Sie auch nur eine Sekunde lang annehmen, daß ich die Schuldige sei? Wenn es in diesem Haus eine solche gab, war es nicht klar, daß es nur jene Fremde sein konnte, die eines Tages zu unsrer beider Unglück bei uns einbrach, die Sie mit ihren Zauberblicken und ihrem süßen Lächeln in ihre Netze lockte, die aber eine falsche, unehrliche und gefährliche Kreatur ist. Schauen Sie mich doch einmal an; sehe ich wie ein Mädchen aus, das im stande ist, des Nachts im Garten oder im Pavillon ihren Geliebten zu treffen, und dann am andern Morgen angesichts der Ihren vor Scham nicht in den Boden sinkt? Stimmen diese ehrlosen Dinge mit dem, was Sie von mir seit meiner Kindheit wissen, überein? Sind Sie denn, seitdem Sie lieben, ganz blind geworden? So öffnen Sie doch endlich die Augen! Schenken Sie Ihre Achtung wieder der, welcher sie gebührt, und verachten Sie die, welche es verdient!"

Raimonds Stimme entriß Therese dem Kampfe, der in ihr tobte.

„Verzeih mir, Kind, den Kummer, den ich dir bereite und der dich zu erdrücken scheint," sagte er. „Ich bin in Verzweiflung darüber. Aber bin ich nicht zu entschuldigen? Tröste dich mit dem Gedanken, daß dieser Mann dich feige betrogen hat und daß ich dich dafür gerächt habe, indem ich ihn erschoß. Hasse mich darum nicht. Es wäre mir zu schmerzlich, wenn ich es erleben müßte, daß du dich von mir abwendest. Und doch begreife ich, daß meine Gegenwart dir jetzt unerträglich sein muß. Aber wir dürfen

auch nicht länger hier zusammen bleiben. Man könnte deine Abwesenheit bemerken. Gehe ins Haus zurück, überlege dir alles reiflich, weine und bete. Morgen, wenn du ruhiger bist, wirst du milder über mich urteilen. Was mich anbelangt, so beklage ich dich von ganzer Seele, und meine innige Freundschaft gehört dir nach wie vor, selbst wenn du sie zurückweisen solltest. Aber für alle Fälle wisse, daß alles, was wir hier gesprochen haben, schon von mir vergessen ist und daß ich es dir gegenüber nie mehr berühren werde!"

Er wagte es nicht, ihr die Hand zu reichen, aus Furcht, sie könne sie zurückstoßen. Er verneigte sich nur vor ihr, und als sie sah, daß er sich anschickte, sie in so kalter, förmlicher Weise zu verlassen, war ihr, als müsse sie zusammenbrechen. Alles Vorangegangene war noch leichter zu tragen gewesen, als dieser Abschied, und unter Thränen streckte sie die Arme flehend nach ihm aus und schluchzte: „Raimond, sollen wir so auseinandergehen?"

Ein ihm unerklärliches Etwas drängte ihn zu ihr hin, und er zog sie an seine Brust. Die qualvolle Spannung, in der sich seine Nerven all die Tage her befunden hatten, ließ nach, und auch ihm wurden die Augen feucht.

„O, Therese, meine arme liebe Therese!" stammelte er, und dann küßte er sie, wie zu den Zeiten, wo er sie als kleines Kind auf seinen Knieen geschaukelt hatte.

Sie machte sich sanft aus seinen Armen los, lächelte ihm traurig zu, und während sie sich die Thränen von den Wangen wischte, sagte sie leise: „Adieu Raimond!"

Dann glitt sie wie ein Schatten die Stufen der Terrasse hinab und verschwand in den dunklen Gängen des Gartens.

Raimond blieb zurück. Er seufzte tief auf und sprang über die Balustrade hinweg auf die Straße. Das Meer

glitzerte silbern unter den bleichen Strahlen des Mondes, und ein frischer, den Duft der Blüten mit sich führender Wind strich durch die Bäume. Die Natur atmete Frieden, und Raimond fühlte trotz aller Traurigkeit, die ihm das Herz erfüllte, wie ihm leichter und froher zu Mute wurde. Das Leben erschien ihm wieder hell und verlockend, da Lydia gut und treu war. Aber zwei Abende zuvor war auch ein andrer glückselig denselben Weg gewandert, hatte dasselbe im Mondschein aufstrahlende Meer bewundert, hatte auch gedacht, daß es schön zu leben sei, weil Lydia ihm gehörte. Nichts hatte sich verändert. Der Weg war nicht schlechter geworden, das Meer nicht stürmischer, der Himmel hatte sich nicht verfinstert. Die Welt war nur um eine Lüge und um eine Illusion reicher.

Während Therese dem Hause zuschritt, sah sie die Lampe aus dem Salon herüberleuchten. Das gab ihren Gedanken plötzlich eine andre Richtung. Das Licht erinnerte sie daran, daß Lydia auf sie wartete, und daß sie ihr eine Erklärung schuldig war. Welche Umwälzung mußte diese in dem Dasein der Kreolin hervorrufen; wie mußte der Schlag ihr Innerstes treffen. Ploërné zurückgekehrt, und der Italiener tot! Mußte sie auch Lydia gegenüber Schonung walten lassen, wie bei Raimond? Gehörte das schöne Mädchen zu den Naturen, die der Schmerz vernichtet? Wie würde sie die Nachricht hinnehmen, daß Girani die Gunst, von ihr geliebt zu werden, mit seinem Blute bezahlte? Würde sie starkgeistig genug sein, um nicht unter der Thatsache zusammenzubrechen, daß ihr Verlobter ihren Geliebten erschossen hatte?

All dies stürmte auf Therese ein, während sie den kurzen Weg von der Terrasse nach der Villa zurücklegte, und als sie die Thüre zum Salon öffnete, befand sie sich noch in der qualvollsten Unentschlossenheit. Lydia saß nicht mehr

in ihrem Lehnstuhle; ihre gekünstelte Gleichgültigkeit war der Neugierde gewichen. Sie stand am Fenster und schaute, ungeduldig auf Thereses Rückkehr wartend, in den Garten hinaus, während die Mulattin im Nebenzimmer ihre Lieder vor sich hinsummte. Bei dem ersten Blick, den sie auf ihre Cousine warf, ahnte die Kreolin, daß irgend etwas sehr Ernstes vorgefallen sein mußte. Sie trat erregt auf Therese zu, faßte sie hastig bei der Hand und fragte: „Was gibt es? . . . Sprich . . !"

Therese deutete nach dem kleinen Boudoir, in dem sich die Mulattin aufhielt, und sagte: „Wir sind nicht allein."

„Was schadet das . . . Leïla . . . als ob die zählte!"

„Sie kann uns verraten," sagte das junge Mädchen ernst.

„Da würde sie sich eher die Zunge aus dem Halse schneiden," erwiderte Lydia stolz. „Laß mich nicht länger im Zweifel! Erzähle doch! Hast du ihn gesehen, mit ihm gesprochen?"

„Nein."

„Nein? Du bist doch schon über eine halbe Stunde fort und kommst ganz blaß und verstört zurück. Was ist dir denn zugestoßen?"

„Mir ist zugestoßen, daß ich nicht den auf der Terrasse fand, den du erwartetest!"

„Wen denn sonst? Gerechter Gott, du erschreckst mich!"

„Den, vor dem du dich mit der größten Sorgfalt verborgen haben würdest; den, welchen du aufs tödlichste beleidigt hast, als du jenen Fremden hier empfingst; den, von dem wir es am wenigsten für möglich gehalten hätten, daß er in den Besitz des Geheimnisses gelangen würde."

Lydias Augen vergrößerten sich und ihre Hände begannen krampfhaft zu zittern. Ein Name wollte sich ihr

über die Lippen drängen, und doch fand sie den Mut nicht, ihn auszusprechen, aus Angst, ihre Cousine könnte ihr mit einem „Ja, der ist es!“ darauf antworten. Sie begriff Thereses Erregung, wie Therese auch ihre Furcht verstand; sie brauchten gegenseitig nicht viel Worte zu machen und wußten beide, woran sie waren. Lydia bemeisterte jedoch die innere Bewegung, da ihr viel daran lag, genau über alles unterrichtet zu werden.

„Er hat also . . . den andern überrascht?“

„Ja,“ erwiderte Therese.

„Und was trug sich dann zu?“

„Er wollte ihn zwingen, ihm einzugestehen, um wessen willen er kam.“

„Und er hat dies gethan?“

„Nein.“

Lydia atmete auf. Ein Teil ihrer Sorgen war dadurch schon von ihr genommen. Girani hatte sie nicht verraten. Jetzt galt es, zu erfahren, was aus der Begegnung der beiden Männer erfolgt war. Sie fragte weiter: „Und nach der Weigerung des Italieners . . . was geschah da?“

Therese schreckte vor dieser Antwort zurück. Sie war nun überzeugt davon, daß Lydia sie belogen hatte, wenn sie Girani nur einmal begegnet zu sein behauptete, bevor er in den Garten eingedrungen war, denn um ihm ein Stelldichein gewährt zu haben, mußte sie ihn geliebt haben. Welchen Schmerz mußte Lydia empfinden, wenn sie die tragische Lösung ihres Abenteuers erfuhr! Und edel und zartfühlend bis zuletzt, selbst gegen die, welche sie nicht mehr achtete, zauderte Therese, ehe sie in ihren Mitteilungen fortfuhr. Aber sie konnte ihr ja schließlich die Wahrheit nicht verschweigen, deshalb war es besser, nicht länger damit zu warten.

„Sie forderten sich," begann sie endlich, „schlugen sich . . ."

Lydia stieß einen Schrei aus.

„Raimond hat ihn getötet!" schrie sie auf.

Sie bohrte ihre angsterfüllten Blicke in die Thereses, die, ohne ein Wort zu erwidern, die Augen zu Boden senkte. Da vergrub die Kreolin mit einer Bewegung der Verzweiflung ihr Gesicht in den Händen, und während sie fast wie eine Wahnsinnige im Zimmer umherlief, wiederholte sie immer wieder: „Er hat ihn getötet! Mein Gott, mein Gott, er hat ihn getötet!"

Das Gemisch von Schreck und Wut, mit dem sie aufschrie, ist nicht zu schildern. Halb waren es Klagen, halb Verwünschungen, die ihr über die Lippen kamen, als betraure sie den Toten aufs tiefste und fluche seinem Mörder in unversöhnlichstem Hasse. Therese wollte sie beruhigen, sie zum Schweigen bringen, ihr Vernunft zureden, aber Lydia stieß sie heftig von sich und fuhr fort, wie toll umherzurennen und zu schreien. Da eilte Leïla herbei, wurde jedoch nicht anders empfangen als Therese. Aber die Mulattin faßte das rasende junge Mädchen mit ihren starken Händen und zwang sie, still zu stehen. Dann befahl sie mit überlegener Stimme: „Schweigen Sie, Gebieterin, Ihre Mutter könnte Sie hören."

Diese vorsichtige Mahnung schien auf Fräulein de Saint-Maurice ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Sie hielt in ihrem Laufe ein, und während ihr die Thränen in Strömen aus den Augen stürzten, sah sie, wie Therese sie voll Mitleid betrachtete. Da sagte sie, mit dem Fuße aufstampfend: „Komm in mein Zimmer, Leïla, damit ich wenigstens ungestört weinen kann."

Ohne ein Wort der Zärtlichkeit für ihre Cousine, verließ sie das Zimmer. Die Mulattin wandte sich noch an

Therese, legte ihren Finger an ihre schwarze Stirn und sagte mit dumpfer Stimme: „Sie leidet sehr, Sie müssen ihr verzeihen.“

Dann folgte sie ihrer Herrin.

Therese blieb zurück und schaute noch ein paar Minuten zum Fenster auf das dichte, vom Mondlicht beschienene Gebüsch des Gartens hinaus. Eine große Mutlosigkeit erfaßte sie bei dem Gedanken an Lydias Verrat. Das reine, offene und wahre junge Mädchen konnte eine solche Handlungsweise nicht begreifen. Die Treue versprechen, und sie nicht halten, geliebt zu werden und auf andre Liebesabenteuer ausgehen, das waren Dinge, die sie nicht verstand. Daß ein Mädchen, dem das unendliche Glück zu teil werden sollte, die Gefährtin Raimonds zu sein, sich zur Beachtung eines Fremden, eines Unbekannten, herabwürdigen konnte, schien ihr eine unerklärliche und ungeheuerliche Verirrung. Was erstrebte sie denn, diese Lydia, der alles, was ihr ein Ploërné an Freuden und Glanz für die Zukunft versprach, nicht genügte?

Hatte sie ihn auch nur einen Tag lang geliebt, wenn sie ihn so schnell vergessen konnte? War sie jetzt nicht für immer von ihm getrennt? Zwischen Raimond und der Geliebten des Fremden erhob sich von nun an eine Schranke, die Lydia nicht übersteigen durfte.

Ein Hoffnungsschimmer tauchte in Thereses Seele auf. Aber gleich darauf grollte sie sich um des Umstandes willen, daß sie sich über ein Unglück zu freuen begann, das ihr das auf immer verloren geglaubte Glück wieder erringen konnte. Sie hatte eben zu grausam gelitten, um sich nicht an dem schwachen Strahl, der in ihre Kummernacht hereinleuchtete, erwärmen zu wollen.

Sie sah im Geiste einen andern Garten wieder, den des Hauses der Avenue Hoche, und es war der letzte Abend

vor Raimonds Abreise. Bis zum Tode betrübt, hatte sie Ploërné mit Lydia allein gelassen, wohl wissend, welches Gelöbnis die beiden austauschen würden. Eine Stunde später waren sie dann auch gekommen und hatten sich als Verlobte vorgestellt. Sie hatte den beiden ins Auge geschaut, ohne daß ein Zucken ihrer Lippen ihre Verzweiflung verraten hätte; sie hatte ihnen mit einem Lächeln um den sanften Mund Glück gewünscht. Und während zweier Jahre hatte sie in der Gewißheit dahingelebt, daß ihr Dasein zerstört war, ehe es noch recht begonnen hatte, und daß nichts auf der Welt mehr ihr Los umgestalten konnte.

Und doch vollzog sich dieses Wunder. Der Garten von Beaulieu war Zeuge andrer Schwüre geworden, als jener, die Lydia in Paris mit Raimond ausgetauscht hatte. Ein andrer Mann als der, dem Lydia angehören sollte, war in den Laubgängen des Gartens gewandelt. Alles hatte sich geändert, und Therese hatte ein Recht darauf, zu hoffen. Aber es war nur ein schwaches Hoffen! Wenn auch Lydia von Raimond getrennt war, Raimond lebte nur für Lydia. Er hatte es ausgesprochen: „Hätte ich sie treulos gefunden, ich würde sie umgebracht haben, und mich nach ihr.“ Was sollte noch aus dieser so tiefen Leidenschaft des Mannes, im Gegensatz zu der so vollständigen Gleichgültigkeit des Mädchens, werden? Würde er den Verrat der Undankbaren überleben wollen? Ja, schwach nur war Thereses Hoffnung! Aber es war doch eine Hoffnung, und das tapfre Kind klammerte sich mit der ganzen Kraft ihres Herzens daran fest.

Sie ging nachdenklich auf ihr Zimmer. Als sie an Lydias Thüre vorüberkam, hörte sie das leise Murmeln einer Stimme, die durch ein lautes Schluchzen übertönt wurde. Therese hielt sich nicht auf, sondern eilte so rasch als möglich den Korridor entlang.

Leïla saß bei ihrer Herrin und ermahnte sie zur Resig-

nation und Ruhe, denn Lydia stöhnte und schluchzte verzweiflungsvoll; allerdings mehr aus dem Bedürfnis heraus, ihrer Wut Luft zu machen, als um ihren Schmerz auszuweinen. Sonderbarer Charakter! Fräulein de Saint-Maurice fühlte sich viel tiefer in ihrem Stolze, als in ihrer Liebe getroffen. Diese gewaltthätige Einmischung eines Mannes, der als ihr Herr und Meister auftrat und ihr das Leben zerstörte, empörte sie. Alles und jedes hatte sich seither unter ihren Launen gebeugt; ihrem Willen war nie ein Widerstand begegnet. Sie war in dem Lande der Sklaven geboren, wo die Weißen als Könige herrschen, und ihr Despotismus hatte bisher zügellos zu walten vermocht. Ihre Mutter hatte ihr stets volle Freiheit gelassen; Leïla betete sie an und Raimond zitterte in Liebe vor ihr. Sie hatte sich alles erlauben zu dürfen geglaubt. Von ihrem Verstande nur wenig geleitet, von ihren Sinnen fortgerissen, nur ihre Wünsche als das Maßgebende anerkennend, war sie leicht und unmerklich auf abschüssige Bahnen geraten.

Und da erschien mit einem Mal ein Mann, der das Gebäude ihrer Phantasie zum Einsturz brachte und sie aus der Höhe, auf der sie sich in vermessenem Egoismus hielt, in den Schmutz hinabschleuderte und sie mit Blut befleckte. Sie bäumte sich in ohnmächtiger Wut dagegen auf, und ihre Thränen entsprangen viel mehr dieser Machtlosigkeit den Umständen gegenüber, als dem Schmerze um den Verlorenen. Immerhin beweinte sie auch in dem Toten den schönen Mann mit der blassen Stirn und den samtnen Augen, in dessen Armen sie berauschende Seligkeit empfunden hatte. So vereinigte sich in ihr die verletzte Eitelkeit mit dem Schmerz um den verlorenen Geliebten zu einem Ausbruch grenzenloser Wut. Sie lag mit dem Kopfe in die Kissen des Sofas vergraben, stöhnend und mit so krampfhaft geballten Fäusten, daß ihr die Fingernägel fast ins Fleisch

eindrangen. Die Mulattin redete ihr wie einem Kinde zu: „Sie müssen sich beruhigen. Wozu soll das führen, wenn Sie so alle Beherrschung verlieren! Morgen werden Sie entstellt und krank sein. Wie können Sie dann dem, der zurückgekehrt ist, entgegentreten?“

„Sprich nur nicht von ihm; ich hasse ihn!“ rief Lydia aus, während sie ihre von zerzaustem Haar umrahmte Stirn aus den Kissen erhob.

„Hassen Sie ihn, so viel Sie wollen, wenn Sie nicht anders können. Aber lächeln Sie ihm nichtsdestoweniger ins Gesicht. Er ist Ihr Bräutigam, und Sie gehören zu ihm.“

„Ich will ihn nicht wiedersehen.“

„Wie wollen Sie das anfangen, wenn Sie die Wahrheit nicht gestehen? ...“

„Was würdest du denn an meiner Stelle thun?“

„Sie fragen eine arme Negerin? ... Nun, so hören Sie die Geschichte einer Frau aus meinem Stamm. Die Sache trug sich vor vielen, vielen Jahren in Kuba zu. Sie war eine Sklavin, und ihr Herr ließ sich herbei, sie schön zu finden. ... Sie aber liebte einen Mann ihrer eignen Rasse und die Gunst dessen, der über sie wie über ein Stück Ware verfügte, flößte ihr Grauen ein. Sie widerstand seinem Flehen. Da, um ihren Stolz zu brechen, wie er sagte, ließ er den Neger, den die Sklavin ihm vorgezogen hatte, an einen Pfahl binden und vor ihren Augen mit Bambusstöcken prügeln. Bei dem zwanzigsten Schlag begann das Blut wie bei einem gestochenen Tier zu fließen, und der Gefolterte schrie nicht einmal mehr. ... Die Frau ward vor Schreck bewußtlos, und als sie wieder zu sich kam, war der Unglückliche tot. Der Herr hatte sich eines Rivalen entledigt. ... Die Mulattin gebot ihren Thränen Einhalt, nahm ihr Leben wieder auf, als wenn nichts passiert wäre, nur daß sie kokett wurde ... und wenn sie der

Weiße zu sich rufen ließ, wandte sie sich nicht mehr wie früher ab, sondern lächelte ihm zu. Da verlor er vollends den Verstand; er würde sie geheiratet haben, wenn sie es verlangt hätte. Aber sie wollte weder die Freiheit, noch Reichtum, noch Geld; sie dachte nur an Rache. Sie wußte dem stärksten, aber ärmsten Neger der Plantage Liebe einzuflößen, und eines Abends, als ihr der Herr seinen Besuch in ihrer Hütte angekündigt hatte, versteckte sie den Neger bei sich und befahl ihm, sich sofort nach seinem Eintritt auf den Pflanzer zu stürzen und ihn an den Pfosten, der das Dach des Hauses stützte, zu binden. Der Neger schreckte vor der Kühnheit dieses Plans zurück; sie verstand es jedoch, ihn so unter ihren Bann zu bringen, daß er nicht länger zögerte, sein Leben um ihre Gunst zu wagen. Als der Pflanzer erschien, trat der Neger aus seinem Versteck hervor, warf ihn zu Boden, knebelte ihn und band ihn fest, so wie die Frau es ihm aufgetragen hatte. Dann versprach sie vor dem Manne, der sie anbetete, dem Neger, daß sie die Seine werden wolle, und jauchzte auf bei den Qualen des Gefesselten, der sich in ohnmächtiger Wut wand. ‚Du hast vor meinen Augen einen Unschuldigen gemordet,‘ rief sie ihm zu, ‚stirb du jetzt in maßloser Pein, du, der du schuldig bist!‘ Dann ging sie vor die Thüre und steckte mit eignen Händen die Hütte in Brand. In einer Sekunde flammte sie auf, und in der Glut des um sich greifenden Feuers starb der, an dem sie sich rächen wollte.“

Das Gesicht der Mulattin hatte sich während dieser Schilderungen verfinstert; ihre Augen waren wie erloschen und in die Erinnerungen einer fernen Vergangenheit verloren. Lydia vergaß ihren eignen Kummer und lauschte, von den schrecklichen Thatsachen erschüttert, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt, den Worten der Mulattin. Als diese schwieg, fragte sie: „Kurz ehe du Mutter wurdest, hat

dich mein Vater bei uns aufgenommen? Damals sagtest du, daß du aus der Havanna kommest. Die Frau, deren Schicksal du mir eben erzähltest, warst du selbst, nicht wahr?"

„Ja, Gebieterin. Nach der gerechten Strafe, die wir geübt, mußte ich mit meinem Helfershelfer fliehen; als entlaufene Sklaven lebten wir ein halbes Jahr lang in den Wäldern. . . . Er kam bei einer Jagd, die auf ihn gemacht wurde, ums Leben; mich nahm ein englisches Schiff an der Küste auf und brachte mich nach der Insel Martinique. Vor Ihrer Thüre brach ich, von Hunger ermattet, zusammen. Ihr Vater öffnete mir sein Haus. Sie kamen auf die Welt, als ich eben ein totes Kind geboren hatte, das Kind des Verbrechens. Ihre Mutter legte Sie, um mich zu trösten, an meine Brust, und mit meiner Milch zog ich Sie groß."

Leïla schwieg. Fräulein de Saint-Maurice schrie und jammerte nicht mehr. Sie versank in tiefes Nachdenken, während die Mulattin zu ihren Füßen saß und sie mit forschenden Blicken betrachtete.

Nach einer ziemlich langen Pause nickte Lydia beifällig mit dem kleinen Kopfe und sagte langsam: „Du hast recht, Leïla; die wahre Frau weint nicht, sie rächt sich."

Ihre Augen erglänzten unter den Spuren vergossener Thränen und ihre Lippen verzogen sich zu einem bittern Lächeln. Sie stand auf.

„Kleide mich aus, Leïla!" befahl sie. „Morgen wird ein schwerer Tag für mich sein; ich muß ausruhen und Kräfte dafür sammeln."

Sie legte sich zu Bett und schon nach wenigen Minuten schlief sie unter den wachsamen Blicken ihrer ergebenen Dienerin ein. Der Genosse ihrer Schuld schlief zu jener Stunde auch, aber unter der kalten Erde, wohin man ihn an jenem Morgen gebettet hatte. Und während

er mit fahler Stirne seinen ewigen Schlaf begann, träumte die schöne Kreolin, mit einem Engelslächeln um den Mund, von neuem Unheil, das einem andern auch aus seiner Liebe zu ihr erwachsen sollte . . .

Die hell in ihr Zimmer hereinstrahlende Sonne weckte sie auf. Mit dem neu erwachenden Tag kamen ihr auch die Gedanken an das Vorgefallene wieder, aber ihre Niedergeschlagenheit war einem kühnen Entschluß gewichen. Leïlas Ratschläge waren nicht umsonst gegeben worden, und schon gestaltete sich in dem Gehirne der leidenschaftlichen Kreolin ein weitausgesponnener, gefährlicher Plan zu fester Form.

Lydia stieg aus dem Bett, schlüpfte mit ihren weißen Füßen in die bereitstehenden Pantöffelchen und warf einen seidenen Morgenrock über. Sie wollte eben der Mulattin klingeln, als an ihre Thüre geklopft wurde. Auf ihr „Herein!“ trat Therese ins Zimmer.

Ihr war die Nacht nicht so ruhig wie Lydia verflossen. Die eingesunkenen Wangen und vom Weinen geröteten Augen sprachen von ihrer inneren Erregung. Sie machte den Eindruck der Schuldigen, die, von Gewissensbissen und Reue gequält, den Schlaf nicht hatte finden können, und Lydia schien neben ihr das reine, unberührte Wesen! Ah! Raimond sollte sich nicht täuschen, wenn er ihnen in die Augen sah! An ihren Mienen sollte er erkennen, welche der Engel, welche der Dämon war, welcher er voll Vertrauen die Arme öffnen durfte, von welcher er sich abwenden mußte!

Lydia empfing ihren frühen Besuch mit mißtrauischer Kälte, denn sie ahnte irgend eine feindselige Handlung ihrer Cousine. Sie wartete den Angriff ab und war klug genug, nicht zuerst zu sprechen, um sich für die Abwehr genügend vorbereiten zu können. Mit dem Mut der Wahrheit eröffnete

Therese das Gefecht: „Wir gingen gestern abend so schnell auseinander und waren in solcher Verfassung,“ sagte sie, „daß wir kein Wort der Aufklärung wechseln konnten. Wir waren beide von den Ereignissen, die so überraschend auf uns einstürmten, zu sehr erschüttert. Jetzt müssen wir aber die Sachlage einer genauen Prüfung unterziehen. Unsre Situation ist sehr ernst, und erst wenn du sie vollständig überschaust, wie ich es thue, wirst du dir über die Verpflichtungen, die uns obliegen, Rechenschaft ablegen können. Ich habe dir gestern abend nur die grausame Thatsache des Duells zwischen Raimond und jenem, den wir anstatt unsres Vetters erwarteten, mitgeteilt; ich habe deine Verzweiflung über den tragischen Ausgang der Begegnung zwischen den beiden vollauf begriffen und Achtung vor deinem Schmerze gehabt . . . heute aber mußt du die Folgen meiner Einmischung in dein Abenteuer erfahren. Als Raimond mich erblickte, glaubte er, der Italiener sei meinethalben gekommen, und in seiner Erregung sagte er mir, daß wenn er dich mit dem Fremden getroffen hätte, er dich umgebracht haben würde und sich hernach. . . . Ein solches Geständnis zwang mich natürlich zum Stillschweigen. Raimond die Wahrheit gestehen, hieß nicht nur dich zu Grunde richten, sondern ihn auch noch zum Selbstmörder machen, denn er liebt dich mehr als sein Leben. . . . Ich habe deshalb für den Augenblick deine Schuld auf mich genommen, aber ich kann nicht immer damit belastet bleiben. Wie willst du es anfangen, mich vor Raimond zu rechtfertigen?“

„Du willst wohl, daß ich ihm das sage, was du so sorgfältig vor ihm verborgen gehalten hast?“

„Nein, das natürlich nicht.“

„Nun, was dann?“

Sie sahen sich beide an, ohne eine Wort der Er-

widerung zu finden, so unentwirrbar erschien ihnen die Situation. Um Therese wieder von der Schuld zu reinigen, mußten sie die Wahrheit eingestehen. Aber dies richtete Lydia zu Grunde und machte Raimond zum doppelten Mörder. Das Blut trat Therese in die Wangen, als sie mit zitternder Stimme endlich ausrief: „Ich kann aber doch nicht für etwas verantwortlich bleiben, was ich nicht verbrochen habe!“

„Soll ich mit Raimond sprechen?“ fragte Lydia in eisiger Ruhe.

„Ja, das mußt du, aber nicht um dich anzuklagen und zu vernichten. Zwischen dem Schweigen, das mich verurteilt, und deinem Eingeständnis, das so viel Unheil anrichten würde, gibt es ein drittes, das für ihn weniger hart ist, wenn auch nicht für mich ... ich will mich jedoch damit zufrieden geben. ... Es wird mich nicht von dem Verdachte befreien, wird dich aber deiner Versprechungen ihm gegenüber entbinden. Dann wird er mit der Zeit ruhiger werden, so daß man es wird wagen können, ihm von meiner Schuldlosigkeit Mitteilung zu machen. ... Ich will es ertragen, daß er mich für schuldig hält, wenn ich weiß, daß ich ihn später eines Bessern belehren darf, und dies werde ich können, wenn du formell mit ihm brichst und für immer aus seinem Gesichtskreis entschwindest.“

Ueber Lydias Mund zuckte ein Lächeln.

„So, also das ist dein Wunsch?“

„Ja, willst du es denn nicht selbst? Hältst du denn ein so enges Band, wie es zwischen euch besteht, nach den Vorgängen noch für möglich? Fühlst du dich denn nicht von ihm durch eine unübersteigbare Kluft getrennt?“

Die Kreolin warf einen stechenden Blick auf Therese, als wollte sie in den geheimsten Falten ihres Herzens lesen, gab ihr jedoch keine Antwort und fuhr nur fort,

vor sich hinzulächeln. Auf ihrem Gesichte war keine Spur von Erregung zu sehen; auch nicht das leiseste Zucken der Augenlider verriet, daß irgend etwas in ihr vorging. Nur die Lippen verzogen sich ein wenig und zeigten, halb geöffnet, die weißen, scharfen Perlzähne, die sie ungeduldig aufeinanderbiß.

„Erhebt sich nicht zwischen dir und ihm der Tote?“ begann Therese aufs neue. „Du konntest mir weis machen, was du wolltest, als ich dich mit jenem Unglücklichen überraschte ... du hast dich verteidigt, indem du mich versichertest, du kennest ihn nicht und er sei dir gegen deinen Willen gefolgt, weil du den Kopf verloren gehabt habest ... heute bin ich überzeugt, daß dies nicht die erste Begegnung war ... deine Thränen, dein Schmerz bei der Nachricht von seinem Tode, alles beweist mir, daß du mich belogen hast. ... Du kannst also Raimonds Frau nicht werden ... das mußt du einsehen und begreifen, und deshalb verlange ich von dir als Lohn meines Opfers, daß du deine Verlobung aufhebst ... natürlich mit der größten Vorsicht und Schonung, damit er nicht zu sehr darunter leidet. Und dafür, daß du ihn frei gibst, was dir ja nicht schwer werden kann, da du ihn nicht liebst, will ich deine Schuld auf mich nehmen.“

Lydia holte tief Atem und erwiderte langsam, jedes ihrer Worte betonend: „Ich begreife deine Aufregung nicht. Du verwirrst absichtlich eine ganz klare und einfache Situation. Zwischen jenem Unglücklichen, der seine Aufdringlichkeit so teuer bezahlen mußte, und mir, ist nichts vorgefallen, was ich dir nicht erzählt hätte. Ich verstehe deine Beweggründe, um derentwillen du so energisch einen Bruch zwischen mir und Raimond herbeiführen willst, noch nicht recht. Nichts liegt vor, was die Lösung meiner Verlobung verlangen könnte. Mein Bräutigam hat sich mit einem

Manne geschlagen, in dem er einen Rivalen vermutete. Er war etwas voreilig und hatte eine unglückliche Hand dabei . . . er hat ihn erschossen . . . das ist immer noch besser, als wenn ihm ein Unheil widerfahren wäre. . . . Worin also siehst du die Notwendigkeit eines Scheiterns dieser Heirat?"

In Thereses Augen malte sich Erstaunen und Schreck. Sie begriff Lydias Gedankengang nicht, verstand aber so viel, daß ihre Cousine sich weigerte, auf das einzugehen, was sie als Preis ihrer Selbstverleugnung forderte. Sie stieß einen halberstickten Schrei aus und fühlte sich vor diesem entsetzlichen Cynismus wie vernichtet.

„Wir kommen in unsren Schlußfolgerungen zu einem so entgegengesetzten Resultate, weil wir von verschiedenen Ausgangspunkten aus urteilen. Du hältst mich für schuldig, während ich mich von jeder Schuld frei weiß. Wir können uns also unmöglich einigen. Immerhin stimme ich darin mit dir überein, daß wir Licht in die Sache bringen und die Verantwortlichkeit einer jeden von uns vermindern müssen. Ich will folgendes thun, wenn es dir recht ist. Ich führe sofort nach seiner Ankunft eine Unterredung mit Raimond unter vier Augen herbei und erzähle ihm die Thatsachen, wie ich sie dir gestern auseinandergesetzt habe. Dann weiß er, daß du allem fern gestanden hast, und wird in mir das Opfer der Umstände erkennen. So kommst du zu der Rechtfertigung, worauf du Anspruch hast, und ich muß Raimonds Vorwürfe, die ich ja verdient habe, eben hinnehmen."

„Aber Raimond wird dir nicht glauben!" rief Therese aus, indem sie verzweifelt die Hände rang.

„Er liebt mich!" erwiderte Lydia selbstbewußt.

„Baue nicht zu fest darauf. Wenn du ihn gestern gesehen hättest. . . . Er schien zu jedem Verdacht und zu jeder That geneigt . . ."

„Sein Mißtrauen hat sich inzwischen gelegt, und was seinen Thatenmut anbelangt, so werde ich den zu dämpfen wissen.“

„Du liebst ihn ja aber nicht!“ rief Therese aus. „Seit den zwei Jahren, die er abwesend ist, beobachte ich dich, und nicht ein einziges Mal hast du die Trennung von ihm aufrichtig bedauert. Du hattest nur Sinn für Zerstreuungen, während du bei dem Gedanken an seine harte und gefährliche Existenz hättest still und zurückgezogen leben müssen. Hast du auch nur an ihn gedacht? Bei jeder Post mußte ich dich daran erinnern, daß es Zeit war, an ihn zu schreiben, sonst hätte er nie einen Brief von dir bekommen. Nein, nein, du liebst ihn nicht, und ich begreife deshalb nicht, warum du darauf beharrst, sein Unglück zu werden. Denn wenn er nicht geliebt wird, ist es tausendmal besser, daß er sich sofort und für immer von dir trennt: darunter wird er weniger leiden. Sieh, Lydia, überlege doch ein wenig; sei vernünftig und spiele nicht mit einem Manne wie er ... er ist zu offen, zu geradezu, zu vertrauensselig, um deiner Rücksicht nicht wert zu sein. ... O, wenn du die Fähigkeit in dir fühlst, ihn so glücklich zu machen, als er es verdient, so werde seine Frau ... wenn du aber daran zweifelst ... im Namen unsrer Freundschaft, die ich dir mit einem so großen Opfer beweise, gib ihn frei!“

„Damit er dich heiraten kann, nicht wahr?“ sagte Lydia, indem sie in schallendes Gelächter ausbrach.

„Mich heiraten, mich?“ rief Therese aus, während sich ihr alles Blut, das ihr einen Augenblick zu Kopfe gestiegen war, zum Herzen zurückdrängte, daß sie blaß wie der Tod wurde.

„Ja, dich!“ erwiderte Lydia rücksichtslos. „Glaubst du denn, ich hätte dich nicht längst durchschaut? Hältst du mich für gar so dumm? Seit zwei Jahren hast du nichts

gethan, was ich nicht auf seine Grundursache zurückzuführen im stande gewesen wäre. Diese puritanische Strenge, die du dir angewöhntest, sollte die nicht einen vorteilhaften Kontrast zu meinem Leichtsinn bilden? Die Pünktlichkeit, mit der du Raimond schriebst, sollte die nicht meine Nachlässigkeit noch mehr hervorstechen lassen? Sollte er dadurch nicht eines Tages zu der Erkenntnis kommen, daß du es eigentlich warst, die ihn vermißte, während ich mich über seine Abwesenheit freute und sie zu meinem Vergnügen ausnützte. Männerherzen sind ja so veränderlich! Was konnte da in zwei Jahren nicht alles passieren. War nicht in alldem ein Hoffnungsschimmer für meine süßliche, weinerliche Therese? Dann ... wie hast du mich ausspioniert, und wie dich gefreut, als du mich in deiner Falle zu haben glaubtest! Wie unklug war es aber, in deinem Uebereifer anstatt meiner des Nachts in den Garten zu gehen. Mit einem Schlag stürzte so das geschickt aufgebaute Gebäude deiner Intriguen über deinem Kopfe zusammen, und jetzt bleibt dir nichts weiter zu thun übrig, als zu jammern, falsche Sentimentalität zu heucheln und vorgeblich die Sache eines Mannes zu führen, dem du vollständig gleichgültig bist, anstatt offen zu bekennen, was du meinst: „Dein Bräutigam gefällt mir, überlasse ihn mir, sonst zeige ich dich bei ihm an."

Therese fand nicht sogleich eine Erwiderung auf Worte, die sie halb betäubt mit anhörte. Allmählich erst faßte sie sich, während die Spannung ihrer Nerven etwas nachließ. Sie wollte ruhig bleiben, denn sie fühlte, daß wenn sie ihrer Empörung freien Lauf ließ, sie in der Erregung ihrer schlauen Gegnerin nicht gewachsen sein würde. Sie schlug die Augen nieder, denn sie konnte Lydia nicht ins Gesicht schauen, so unerträglich war ihr so viel Verderbtheit. Endlich erwiderte sie: „Wenn du einen Blick in mein Innerstes

werfen willst, so will ich dir durchaus kein Geheimnis aus meiner tiefen Neigung für Raimond machen. Ja, du hast recht, ich liebe ihn, und zwar seit meiner Kindheit. Aber, sieh, welcher Unterschied zwischen dir und mir ist. Trotzdem ich wußte, daß er dich liebt, habe ich ihm nichts mitgeteilt, was ihn dir abwendig machen könnte, und trotzdem du weißt, daß ich ihn liebe, bist du darauf erpicht, ihn für dich zu behalten, nicht um des Glückes willen, die Seine zu werden, nein, nur um die Befriedigung zu haben, ihn mir zu rauben. Du sagst, seit zwei Jahren durchschauest du mich: das ist keine Kunst, denn ich habe mich nie verstellen können und verstehe es nicht, zu lügen. Das mußt du schon daran merken, daß ich dir auf deine Frage mit einem Geständnis antworte. Auch heucheln kann ich nicht; und wenn ich zurückgezogen lebte, wenn ich seit Raimonds Abwesenheit meine schwarzen Kleider nicht ablegte, so that ich dies, weil ich meine Mutter noch tief betrauerte. Daß ich daran dachte, du könntest Raimond vergessen, und daß ich ihn über deine Untreue trösten zu können hoffte, das ist wahr. Dein frivoles Wesen gab die erste Veranlassung zu diesen schlimmen Gedanken, deren ich mich schäme. Aber wenn du ihm eine treue Braut gewesen wärst, hätte ich nicht mit deiner Unbeständigkeit zu rechnen gehabt, und ich hätte mir lieber das Herz aus dem Leibe gerissen, als auf eine unehrenhafte Hoffnung gebaut. Heute ist alles so geworden, wie ich es ahnte. Zwischen dir und deinem Verlobten steht eine andre Liebe. Du leugnest es zwar, es gelingt dir jedoch nicht mehr, mich zu täuschen. Der Unbekannte, der vorgestern abend hier eindrang, war nicht zum erstenmal gekommen. Du kannst deine Hand nicht mehr frei und offen dem Manne reichen, der dir seine volle, ungeteilte Liebe entgegenbringt. Deine Klugheit und deine Ehrenhaftigkeit gebieten dir, das Band, das zwischen euch

besteht, zu zerreißen. Ich verlange nicht sofort eine Antwort von dir; du mußt dir erst noch alles reiflich überlegen. Bitte, glaube nicht, daß ich in meinem Interesse spreche; ich denke dabei nur an Raimonds Wohl. Ich weiß, daß er viel zu sehr in dich verliebt ist, um mich je lieben zu können; ein Herz wie das seine vergißt nicht so leicht. Ich will ihn einfach vor einer unglücklichen Zukunft bewahren, und dich vor einer unwürdigen Handlung. Und um dieses Resultat zu erreichen, werde ich nichts, was in meiner Macht liegt, unversucht lassen."

„Ich bin dir sehr verbunden, daß du mich darauf vorbereitest. Ich, meinerseits, werde alles thun, was in meiner Macht liegt, deine Maßregeln zu vereiteln!"

Therese nickte leicht mit dem Kopfe und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Die Thüre hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als Lydia die Portiere zu ihrem Ankleidekabinett zurückschob und Leïla rief.

Diese erschien sofort. Mit einer heftigen Bewegung faßte Lydia die Mulattin am Handgelenk und zog sie mitten in das Zimmer.

„Eben ging Therese von mir!" rief sie erregt aus. „Rate einmal, was sie mir gesagt hat."

„Ich brauche nicht zu raten, ich habe gehorcht," erwiderte die Mulattin kaltblütig.

„Nun, und was hältst du von dieser kleinen, kalten Blondine?"

„Ich halte sie für fähig, das auszuführen, was sie droht. Sie wird wohl Ihre Mutter und Ihren Bräutigam von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen."

„Weißt du, daß Raimond im stande ist, mich umzubringen?"

Die Mulattin breitete ihre Arme mit einer energischen Bewegung über Lydia aus.

„Bin ich vielleicht nicht da? Er soll Sie mir mit keinem Finger berühren, Gebieterin; oder wehe ihm!“

Lydia lächelte, während sie sich behaglich in ihrem Fauteuil zurücklehnte.

„Wirst du mich schützen können?“

„Vor einem Manne? Das wäre noch schöner! Aber auch vor einem Weibe. Sie soll sich vor mir in acht nehmen, Ihre fromme Cousine! Wenn ihr die Zunge gar zu spitz wird, soll ihr dafür gethan werden!“

Leïlas Stimme klang bei diesen Worten so drohend, daß Lydia davor zurückschauderte.

„Nichts Unüberlegtes, Leïla! Nicht wahr?“ entgegnete das junge Mädchen. „Wir befinden uns nicht in den Kolonieen; wo gewisse Blumen so gefährlich sind, daß ihr Duft allein schon tötet. Wir haben hier keine copra capel*), deren furchtbarer Biß den Körper mit Flecken übersät, so daß wenn man einer absichtlich vergifteteten Person am Bein einen kleinen Riß beibringt, der aussieht, als sei er durch die Zähne dieser Schlange erzeugt, man nicht unterscheiden kann, ob die Betreffende durch Gift oder einen Schlangenbiß ums Leben gekommen ist. Wir sind in Frankreich, wo alles nach der Schnur geht, korrekt und methodisch; wo man weder mit zu viel Leidenschaft lieben, noch mit zu viel Heftigkeit hassen darf. Spare dir deine Mittel für den äußersten Notfall; ich werde mir schon allein heraushelfen, und zwar auf eine Weise, die auch nicht zu verachten ist.“

„Wenn es zu bezaubern gilt, werden Sie Ihren Zweck erreichen.“

„Und alle Theresen der Welt sollen mich nicht daran verhindern.“

---

*) Brillenschlange. Anm. d. Uebers.

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben. Durch ihr halb geöffnetes Morgenkleid ward ihr schneeweißer Hals sichtbar. Ihre runden, festen, wie aus poliertem Marmor geformten Arme waren nur leicht von den weiten Aermeln bedeckt und das schwarze wellige Haar fiel ihr in losen Strähnen über den Rücken hinab. In ihren Augen leuchtete es siegesbewußt auf und um ihre rosigen Lippen zuckte ein herausforderndes Lächeln. Sie war von solch hinreißender und sinnberückender Schönheit, wie sie so dastand, daß die Mulattin vor ihr wie vor einem Idol in die Kniee sank und das bronzefarbene Haupt zu Boden neigend, einen langen Kuß auf den nackten Fuß der angebeteten Herrin drückte.

Viertes Kapitel.

Gegen zwei Uhr betrat Raimond die Villa in Beaulieu, nachdem er sich zuvor durch ein paar Zeilen angemeldet hatte. Seine Tante erwartete ihn im Salon, wo sie trotz der hellen Sonne, die durch die Fenster hereinstrahlte, am Kamine saß und fror. Als sie ihren Neffen erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus. Sie umarmte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit, während sie ausrief: „Ach, mein liebes Kind, das ist einmal eine Ueberraschung! Sie kehren ebenso unvermutet zurück, als Sie fortgingen. Diesmal haben wir aber keine Ursache, über das Unvorhergesehene zu weinen: wir dürfen uns im Gegenteil von Herzen darüber freuen. ... Nun, und wie befinden Sie sich? ... Sie sehen ja ganz vortrefflich aus. ... Und wie steht es mit Ihrer Wunde?“

„Die ist ganz geheilt, liebe Tante. ... Ich war schon wiederhergestellt, als ich Tonkin verließ, und die sechs Wochen

auf dem Meere haben mich wieder vollständig gekräftigt. . . . Hier geht doch hoffentlich auch alles nach Wunsch. . . . Hat sich seit meiner Abreise nichts verändert?“

Er beobachtete Madame de Saint-Maurice aufs schärfste, um zu entdecken, ob sie nicht durch irgend einen Verdacht der von ihm entdeckten Thatsachen aus ihrer Ruhe aufgestört worden sei, aber die gute Frau zuckte mit keiner Wimper. Sie war stets zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um neben ihrer Trägheit und ihrem Gejammer noch für etwas andres Sinn zu haben. Die jungen Mädchen hatten an ihrer Seite hingelebt, ohne daß sie in deren Haltung auch nur die geringste Veränderung bemerkt hätte. Weder war ihr die stille Trauer der einen, noch das leidenschaftliche Hinträumen der andern aufgefallen. Sie hatte sich um nichts, als um ihre eigene Behaglichkeit gekümmert.

Während Raimond den Wortschwall seiner Tante über sich ergehen ließ, während seine Gedanken zu den ihn so hart betreffenden Ereignissen abschweiften, wurde die Thür geöffnet und Therese erschien auf der Schwelle. Raimond, der plötzlich aufgesprungen war, betrachtete sie und fand sie zu seinem großen Erstaunen so ganz, wie er sie verlassen hatte, daß er acht Tage und nicht zwei Jahre lang fort gewesen zu sein glaubte. Es war noch dieselbe zarte, kindliche Gestalt, dasselbe ernste Lächeln, derselbe offene Blick der blauen Augen. Ihr ganzes Wesen bot ein Bild taufrischer Jungfräulichkeit.

Er war von ihrer Erscheinung so überrascht, daß er unbeweglich auf seinem Platze verharrte und ihm ein seltsamer Zweifel im Herzen aufstieg. Madame de Saint-Maurice, der sein Schweigen und seine Zurückhaltung eigentümlich vorkamen, mußte ihn erst mahnen: „Nun, Raimond, früher habt ihr euch doch wohl geküßt?“

Da fühlte er, wie ungeschickt er sich benahm und wie

sein Gebaren Fräulein Letourneur kompromittieren konnte. Indem er sich zu beherrschen suchte, streckte er ihr die Hand hin und drückte ihr einen Kuß auf die blasse, von seidenweichen blonden Haaren umrahmte Stirn. Sie sprach zu ihm, und ihre zarte, etwas verschleierte Stimme schien ihm wenig dazu angethan, die Schwüre einer verbotenen Liebe auszusprechen. Es waren dieselben Laute, mit denen er sie, als sie noch klein war, ihre Gebete hatte hersagen hören. Sie kamen ihm mit solcher Lebendigkeit ins Gedächtnis, daß er ihr kindliches Stammeln wieder zu vernehmen vermeinte ... „Sei mir gegrüßt, Gebenedeite ...“ Er sah sie im Geiste neben ihrer Mutter mit gefalteten Händen und in Andacht versunken knieen, und noch einmal hatte er die Empfindung, daß Therese dieselbe geblieben sei: Die Reine und Unbefleckte.

Er schaute sie forschend an; da trübten sich ihre Blicke, ihre Augen füllten sich mit Thränen und das Blut stieg ihr in die Wangen. Aber weder die Thränen noch das Erröten entsprangen der Scham. Ihm war, als präge sich eine Art von liebevollen Mitleids auf des jungen Mädchens Zügen aus; sie benahm sich gegen ihn, wie er sich eigentlich hätte gegen sie benehmen sollen; sie schien ihn zu bedauern, so daß es ihm unmöglich war, ihr durch Worte oder Mienenspiel sein Mitleid auszudrücken, da er das Gefühl hatte, daß es falsch angebracht gewesen wäre.

Er empfand in diesem Zustand neuer Zweifel einen solchen Zwang, eine solche Qual, daß er nahe daran war, Therese in eine Fensternische zu ziehen und ihr mit einigen befehlenden Worten die Wahrheit zu entreißen. Wenn er es gethan hätte, würde Therese vielleicht in der Erregung des ersten Moments ihr Geheimnis preisgegeben haben. Er hatte schon den Arm erhoben, um nach ihr zu greifen; er hatte schon die Frage auf den Lippen, deren Antwort

sie ihm nicht verweigern konnte, als sein Arm zurückfiel, seine Lippen sich wieder schlossen, denn sein ganzes Herz, sein ganzes Wesen hatte nur noch für einen Gedanken Raum: Lydia war ins Zimmer getreten.

Mit ihr hatte sich eine vollständige Umwandlung vollzogen. Als ein halbes Kind hatte er sie verlassen, und als ein herangereiftes Weib fand er sie wieder. Anbetungswürdig in der vollen Entfaltung ihrer Schönheit, blickte sie ihn lächelnd an. Sie hatte in kluger Berechnung für ihre erste Begegnung ein einfaches Kleid gewählt. Die schon allzu reife Fülle ihrer Gestalt wurde durch ihre bescheidene Toilette wieder gut gemacht. Sie streckte Raimond die Hand hin, und er sank fast vor ihr in die Kniee, als er seine Stirn gegen ihre schlanken weißen Finger preßte. In der Erregung, die ihre Erscheinung in ihm wachrief, hatte er weder die durchsichtige Blässe ihres Gesichtes, die noch durch das tiefe Schwarz der feuchten Augen gehoben ward, noch den sinnlichen Ausdruck um den mit einem zarten Flaum umgebenen Mund bemerkt. Der ernste, ein wenig rauhe Klang ihrer Stimme befremdete ihn nicht. Er war bethört, behext, geblendet. Er schaute sie voll Bewunderung an und begehrte sie mit allen Fasern seines Herzens.

„Seien Sie willkommen, Raimond," sagte sie. „Ich freue mich über Ihre Rückkehr."

Wie bescheiden war er doch, der arme Seemann, da er sich mit dem kalten Empfang zufrieden gab, er, der während der langen, bangen Stunden seiner Ueberfahrt davon geträumt hatte, daß sie sich ihm an die Brust werfen und vor Freude weinen würde. Die, welche Thränen vergossen hatte, war Therese gewesen. Aber er sah sie nicht mehr, er wußte nicht einmal mehr, daß sie anwesend war. Lydia überstrahlte und verdunkelte alles. Madame

de Saint-Maurice brach den Zauber, unter dem er sich befand.

„Lieber Raimond, erklären Sie mir einmal, woher Sie so auf einmal hereingeschneit kommen. In Ihrem letzten Brief sprechen Sie zwar von Ihrer Rückkehr, aber ohne daß man diese als so nahe bevorstehend hätte vermuten dürfen . . .“

Und Raimond mußte der alten Dame von den verschiedenen Phasen seiner Krankheit und von dem günstigen Zusammentreffen der Umstände berichten, die einen Offizier seines Ranges schon in die Umgebung des Admirals führten und ihm dann die Möglichkeit zu seinem Urlaub boten. Er wurde ganz warm bei der Schilderung seiner jüngsten Erlebnisse, wie des Kampfs in den Engpässen von Min und des Bombardements von Fou-Tschéou; dann des so harten Winters in Kelung und der zahllosen Gefechte dort. Er bemerkte nicht, wie Lydia ein Gähnen unterdrückte; er sah nur ihre dunkeln Augen, die sie in geheucheltem Interesse auf ihn geheftet hielt. Die aufrichtige Teilnahme, die atemlose Spannung, womit Therese seiner Erzählung lauschte, entging ihm.

Das arme Aschenbrödel wurde wieder einmal von ihrer Rivalin in Schatten gestellt. Als das, was Lydia scherzhafterweise „des Seemanns Tagebuch“ nannte, beendet war, erhoben sich die Brautleute, und als ob sie es nicht erwarten könnten, bis sie endlich allein waren, begaben sie sich zusammen in den Garten. Therese folgte ihnen mit den Blicken, machte aber keine Miene, sie zu begleiten. Wozu auch? Sie erhoffte von Lydia nicht mehr, daß sie auf Raimond verzichten würde, und glaubte nicht mehr an die Möglichkeit, daß sie Raimond würde überzeugen können. Der Hartnäckigkeit ihrer Cousine und der Verblendung ihres Vetters gegenüber fühlte sie sich machtlos. Sie mußte den

Mann, der ihr über alles teuer war, die Gefahr eines gemeinsamen Lebens mit diesem bezaubernden Ungeheuer laufen lassen, oder sie mußte schließlich zum Aeußersten, zur Anklage schreiten, und davor schreckte sie zurück. Wer weiß, ob er ihr nur glauben würde? Wie furchtbar, wenn sie dann als Verleumderin oder Eifersüchtige vor Raimond dastände. Aber durfte sie, die sie um das schmachvolle Geheimnis wußte, eine von vornherein besudelte Verbindung zwischen den beiden zugeben?

Sie saß neben Madame de Saint-Maurice, die in einem Buche las, und quälte sich mit diesen Gedanken, bis sie der müde Kopf schmerzte, und inzwischen sah sie draußen im Garten Raimond und Lydia um den Rasenplatz, unter den Bäumen, die Zeugen des Liebesgeflüsters mit dem Fremden gewesen waren, in langsamen Schritten Arm in Arm umhergehen. Was sollte sie thun? Welche Lösung, die nicht schrecklich gewesen wäre, konnte sie herbeiführen? Einerseits die Heirat sich vollziehen lassen und dadurch die Verantwortlichkeit des Unglücks, das daraus entspringen mußte, auf sich ziehen, oder Lydia der Verachtung preisgeben, Raimond das Herz brechen und ihn womöglich in seiner verzweifelten Leidenschaft antworten hören: „Ich will sie lieber entehrt besitzen, als verlieren.“ Und dazu war er im stande, um sie dann in einem Moment des Erwachens seines Gewissens in seinen Armen zu erdrosseln.

Therese machte sich die Schwierigkeit der Lage vollständig klar und suchte eifrig nach einer Lösung, die niemand Schaden brächte; denn selbst in dieser Stunde der Verzweiflung war das Gemüt des jungen Mädchens nur von Nachsicht und Geduld erfüllt. Aber sie sah in dem Unheil, das sie anrichten konnte, verschiedene Abstufungen. So kostete es sie keinen Augenblick der Ueberlegung, wo sie die Wahl hatte, ob sie Raimond oder Lydia Schmerz

zufügen sollte; da wollte sie zwanzigmal eher Lydia weh thun. Am liebsten hätte sie sich selbst geopfert, aber bei Lydias Eigensinn und Raimonds Verblendung gab es nur eine mögliche Lösung: Raimond die Augen öffnen. Wie jedoch sollte sie dies bewerkstelligen, und wo, und wann? Und auf welche Weise sollte sie den Folgen ihrer Enthüllungen vorbeugen?

Sie mußte eine nochmalige und zwar eine entscheidende Unterredung mit ihrem Vetter herbeiführen. Den Abend zuvor hatte er gesagt: „Morgen wirst du ruhiger sein und mich milder beurteilen.“ Dies deutete wohl darauf hin, daß er erwartete, sie würde auf die trostlose Angelegenheit zurückkommen. Er hatte freilich auch gesagt: „Ich werde dir gegenüber diese Dinge nie mehr erwähnen.“ Aber wenn er aus Zartgefühl und Mitleid schwieg, so durfte sie doch sprechen. Und diesen Entschluß faßte sie denn auch, während sie sich vornahm, die nächste passende Gelegenheit dazu zu ergreifen.

Der Rest des Tages verlief ruhig und friedlich. Raimond befand sich in einem beständigen Taumel, Madame de Saint-Maurice sah zufrieden aus und Lydia lächelte. O, welche Heuchelei steckte hinter dem Anschein von Sorglosigkeit, mit dem das junge Mädchen, deren Herz von Zorn und Gewissensbissen zerwühlt sein mußte, ihre Umgebung zu täuschen verstand. Nach dem Ausbruch von Verzweiflung, in den sie die Todesnachricht ihres Geliebten gestürzt hatte, zeigte ihr unerschütterlicher Gleichmut und ihre natürliche Anmut, daß sie über eine ganz außergewöhnliche Selbstbeherrschung gebot. Therese beobachtete sie, und nichts in ihren Worten, nichts in ihrem Aussehen verriet, daß sie sich Zwang auferlegte. Lug und Trug schien ihr zur zweiten Natur geworden, denn sie mußte Raimond hassen, wenn sie den andern geliebt

hatte, und wenn sie den andern nicht liebte, welch niedrige, verabscheuungswürdige Kreatur war sie dann gewesen, ihn zu erhören. In beiden Fällen war sie eine Gefahr für Raimond.

Und während Therese die schöne Sünderin all ihre Verführungskünste aufwenden sah, um den jungen Mann vollends verrückt zu machen, fragte sie sich, welchen Zweck Lydia wohl damit verfolge. Einmal fuhr es ihr durch den Sinn: „Die Schreckliche will Raimond heiraten, um sich besser an ihm rächen zu können!“ Aber sie wies diesen Gedanken wieder von sich, denn sie war zu gut und einfach, um sich in die ganze Verderbtheit eines solchen Planes versenken zu können. Schließlich dachte sie, ob Lydia nicht doch am Ende die Wahrheit gesagt hatte, als sie behauptete, der Fremde habe ihre Angst ausgenützt, und sie habe ihn nie vor jenem Abend hereingelassen. In diesem Chaos ihres Denkens und Empfindens verlor Therese doch keinen Moment das, was ihr die Hauptsache war, aus den Augen: eine Unterredung mit Raimond herbeizuführen, sich genau über seine Gefühle zu orientieren und danach zu handeln. Es bot sich ihr bald eine Gelegenheit, einige Worte mit dem Offizier zu wechseln, als sich Lydia zu ihrer Mutter begeben hatte.

„Wollen Sie mir morgen früh ein paar Minuten Gehör schenken?“ fragte sie. „Eine Rücksprache mit Ihnen würde für mich von größtem Werte sein.“

Der Kapitän warf einen prüfenden Blick auf das junge Mädchen, unter dem es vor Kummer und Pein erbebte.

„Du bestehst darauf, Therese?“

„Ich bestehe darauf.“

„Schön. Also morgen um zehn Uhr im Garten.“

„Danke.“

Lydia erschien jetzt wieder, und sie mußten schweigen. Sie hatten schon länger, als gut war, miteinander geredet, denn ihr Einverständnis war der immer wachsamen Kreolin nicht entgangen, und der Verdacht stieg sofort in ihr auf, daß Therese Anstalten treffe, Raimond aufzuklären. Sie war daher doppelt auf ihrer Hut, um dies zu verhindern. Bis zu dem Augenblick, wo er ging, ließ sie ihren Verlobten keine Sekunde lang mehr allein, und als er sich endlich entfernte, atmete sie mit einer wahren Erleichterung auf.

In ihrem Zimmer machte sie, während ihr Leïla beim Auskleiden behilflich war, ihrem von Groll und Haß gefoltertem Herzen Luft. Wie lang war ihr dieser Tag der Lüge und der Verstellung geworden. Sie verstand sich ja auf Trug und Täuschung, aber was hatte es sie gekostet! Das unschuldige und sanfte Lächeln, hinter dem sie die übereinandergepreßten Zähne verbarg, hatte sie nur mit Anspannung all ihrer Nerven zu stande gebracht. Während sich ihr Verwünschungen auf die Lippen drängten, hatte sie ihre Stimme zu schmeichelnden Lauten der Liebe gezwungen, indem sie den Ton steigen und fallen ließ, wie eine Schauspielerin, die eine Rolle spielt. Die Ruhe, die sie an den Tag gelegt hatte, während sie viel lieber getobt und um sich geschlagen hätte, war nur das Ergebnis sorgfältigster Berechnung und äußerster Selbstbeherrschung. Alles an dem Mädchen, in dessen Anblick Raimond stundenlang versunken stand, war erkünstelt und erzwungen und fast ein Vorbote ihrer ganzen zukünftigen Lasterhaftigkeit gewesen.

Vor ihrer schwarzen Dienerin, deren sündhafte Beihilfe sie zu allem ermutigte, warf sie endlich jeden Zwang ab, wie eine Schauspielerin ihr Kostüm ablegt.

„Haben Sie ihn wieder recht behext?“ fragte die Mulattin.

„Bis zur Uebermüdung!“ erwiderte Lydia, indem sie

ihre schönen Arme reckte. „Es war Zeit, daß er ging. Ich konnte bald nicht mehr. Aber er ist verliebter als je, und wenn ich ihn dann so blöde sehe, weiß ich nicht, ob ich ihn mehr verachte oder hasse. Er hat mir die erhoffte Zukunft zerstört, und das soll er mir teuer genug bezahlen!“

„Er ist reich.“

„Auch Girani war reich und von noch besserem Adel . . . er würde mich geheiratet haben, und ich wäre Marquise geworden. So schön, so tapfer und brav, und von dem Elenden hingemordet worden!“

„Sie müssen nicht mehr daran denken, Gebieterin!“

Und mit gedämpfter, schleppender Stimme begann sie in ihrer Sprache ein Negerlied zu singen:

„Die Vögel zwitschern sorglos auf den Gräbern,
Und Blumen sprossen bunt daraus hervor;
Die Toten ruhen in der kalten Erde,
Sie wollen schlafen und vergessen sein.
Was nützet unser Weinen, unser Klagen?
Laßt uns die Thränen für das Leben sparen.“

„Da hast du gestern anders gesprochen! Du gabst mir nicht den Rat, zu vergessen!“

„Gestern waren Sie niedergeschlagen und fassungslos. Ich versuchte, Ihnen wieder Mut zu machen. . . . Aber die Toten sind nun einmal tot; wir müssen sie, wie es in unsrem Liede heißt, schlafen lassen.“

„Aber ich gehöre zu den Lebenden! Ich bin gedemütigt und gekränkt worden und werde Demütigung mit Demütigung und Kränkung mit Kränkung bezahlen!“

„Schlafen Sie, Gebieterin. Die Nacht wird sie beruhigen; aus Ihnen spricht das Fieber.“

„Schweig!“ sagte Lydia barsch. „Hältst du mich für

verrückt und glaubst du, daß sich meine Ansichten so leicht ändern? Ich habe seit vierundzwanzig Stunden viel und reiflich nachgedacht, und der Plan, den ich ins Auge gefaßt habe, ist keinem gestörten Gemüte entsprungen. ... Nie war ich meiner selbst sicherer ... und gerade dies macht die Sache so ernst! Anstatt daß ich aus Liebe heirate, thue ich es nun aus Haß! ... Begreifst du mich?"

Die Mulattin verzog die Lippen zu einem unmerklichen Lächeln.

„Ihr Gatte wird diese Grillen schon zu verscheuchen wissen. Sie werden mit finstern Gedanken die Seine werden, und mit heitern aus seinen Armen hervorgehen. ... Graf Ploërné ist ein schöner Mann. Er sieht kalt und zurückhaltend aus, aber man muß dem Schein nicht trauen. ... Diese Art Menschen sind oft die reinen Tiger. Wenn Sie einmal seine Tatze gefühlt haben werden, wird sich in Ihnen manches verändert haben."

„Die Tatze soll er zu fühlen bekommen! Mitten ins Herz hinein soll sie ihm greifen!"

„Schlafen Sie, Gebieterin, und regen Sie sich nicht unnötig auf. Ich will Sie noch zudecken. ... So, und nun gute Nacht!"

Die Mulattin beschäftigte sich noch kurze Zeit um das Bett ihrer Herrin, die blaß und mit funkelnden Augen in ihren Kissen lag, und ging dann ins Nebenzimmer. Lydia schlief allmählich ein, während Traumbilder ihre Phantasie umgaukelten. Sie befand sich in Paris, als Herrscherin in jener Welt, in die sie bisher nur einen Blick gethan. Sie sah die Stadt wie durch einen Nebelschleier, der da und dort von einem glänzenden Lichtschein durchbrochen wurde. Musik umrauschte sie, und all dies galt ihr — die Illumination und die Serenade. Und sie lächelte huldvoll und ließ sich bewundern. Sie war eine Fürstin, und ein jeder neigte

sich vor ihrer Macht, und keiner dachte daran, sich ihr zu entziehen. Sie herrschte unumschränkt, und immer höher stieg sie; immer einsamer stand sie auf dem Gipfel ihres weltlichen Königtums, losgelöst von allem, was nicht ihre Eitelkeit betraf.

Ihre Blicke fielen plötzlich in einen verlassenen Winkel der Welt, in der sie ihre Triumphe feierte, auf ein Paar, das sich traurig von den andern abgesondert hielt, und sie erkannte Raimond und Therese. Mit einer gebieterischen Handbewegung winkte sie die beiden zu sich heran, aber sie wandten sich hinweg und weigerten sich, ihr die geforderte Bewunderung zu zollen. Zornig erneuerte sie ihren Befehl, und wieder ward er nicht befolgt. Therese betete mit gefalteten Händen. Da übermannte schäumende Wut die schöne Frau, und indem sie sich auf die beiden stürzte, wollte sie ihnen drohen, sie zur Unterwerfung zwingen, sie für ihre Auflehnung bestrafen. Aber sie verschwammen vor ihren zornsprühenden Augen wie Schatten und wie von einer überirdischen Macht getragen. Immer blieben sie vereint, er leidend, sie betend, und nichts vermochte sie zu trennen, weder Lydias List noch ihre Wut.

Vergebens verfolgte sie die beiden; sie holte sie nicht ein. Sie vergaß die große Masse und vergaß ihre Anbeter; sie freute sich ihrer Triumphe nicht mehr. Sie hatte nur noch einen Wunsch: die beiden Rebellen zu ihren Füßen zu sehen! Je mehr sie sich bemühte, sie zu erreichen, desto weiter verloren sie sich, immer vereint, in den blauen Aether des Himmels hinein. Und Lydia schien es, als lächelten sie und als trösteten sie sich gegenseitig, froh darüber, von ihr befreit zu sein. Da rief sie wutentbrannt aus: „Alle meine Triumphe will ich hingeben, weiß ich die beiden nur nicht glücklich!" Plötzlich fühlte sie, wie das Gebäude ihrer künstlichen Herrlichkeit mit ihr zusammenbrach,

und unter dem teuflischen Gelächter der eben noch lobhudelnden Menge sank sie in die Finsternis zurück. Die Musik verklang und die Lichter erloschen. Ein frisch aufgeworfenes Grab ward sichtbar, auf dessen Stein sie ihren Namen las: „Lydia“. Angstvoll schreckte sie davor zurück, und als sie die Augen erhob, sah sie Raimond und Therese am fernen Horizonte schweben. Sie wollte einen Schrei ausstoßen, aber die Stimme versagte ihr, und ihr war, als gerinne ihr das Blut in den Adern.

Sie erwachte in Schweiß gebadet. Es war noch Nacht. Sie überwand den Schlaf, aus Furcht, den schrecklichen Traum weiter zu träumen, und versank in tiefes Nachdenken. Sie fragte sich, ob sie nicht auf ihr Unternehmen verzichten solle. Hatte sie nicht am Ende eine Warnung von oben erhalten? Das junge Mädchen, das nicht fromm war, das nie betete, glaubte an eine göttliche Offenbarung, die ihr zu teil geworden war, und befand sich durch mehrere Stunden hindurch in einer äußersten moralischen Abspannung. Sie hatte keine Energie mehr und keinen Willen, und wäre bereit gewesen, sich von jedem, der es versucht hätte, leiten zu lassen. Wäre Therese in jenem Moment gekommen, sie hätte alles erreicht. Aber Therese kam nicht, die Dunkelheit wich dem Morgen, und mit der Sonne kehrte Lydia der Mut zurück.

Sie schämte sich ihrer Schwäche, machte sich über ihre lächerlichen Befürchtungen lustig und schwur sich zu, Therese und Raimond für die Stunden der Qual büßen zu lassen. Von einem Aufgeben der Pläne und ihrer Rache war keine Rede mehr. Ihr Haß gegen Raimond war seit ihrem Traume, wo sie ihn ruhig an Thereses Seite erblickt hatte, nur noch stärker geworden. Ruhig! Sollte er dies je sein dürfen, der Mörder?

Bei diesem Gedanken kochte es in ihr, und sie fühlte

sich zu allem fähig, wenn es Raimond ein Leids zuzufügen galt. Ja wohl, ihn frei geben! Das wäre so etwas gewesen! Damit ihn Therese trösten und am Ende gar beglücken konnte! Sie mußte in der That in ihren Nerven sehr herunter sein, daß sie je an derartiges hatte denken können. Je schwankender sie in den Stunden nach dem Traume gewesen war, um so unerschütterlicher war sie jetzt wieder in ihren Entschlüssen. Sie hielt es für unmöglich, daß Therese etwas gegen sie unternehmen könnte, und als ihr die Drohung des jungen Mädchens einfiel, zuckte ein mitleidiges Lächeln um ihre Lippen. Worte, nichts als Worte! Bevor Therese handelte, überlegte sie sich die Sache noch, und wenn sie überlegt hatte, würden ihr die Gefahren ihres Vorsatzes klar werden. Lydia wußte sich unter Raimonds Zärtlichkeit geborgen. Um sie treffen zu können, mußte man auch ihn treffen. Dies brachte Therese wohl kaum fertig. Ohne Furcht sah Fräulein de Saint-Maurice der entscheidenden Unterredung ihrer Cousine mit Raimond entgegen. Das junge Mädchen hatte den Mut nicht, die Wahrheit zu sagen, und wenn sie ihn doch haben sollte, würde ihr Raimond nicht glauben.

Die Kreolin befand sich im Garten, als Ploërné aus Beaulieu herüberkam. Sie hatte um das Haus herum die Beete abgesucht und einen hübschen Blumenstrauß gewunden. Bis zu der Terrasse, über deren Balustrade hinweg Girani zu ihr hereingestiegen war, hatte sie sich noch nicht gewagt.

Raimond hatte nichts von dem düstern und traurigen Manne an sich, der ihr im Traume erschienen war, im Gegenteil, er strahlte vor Freude. Sie überließ ihm ihre Hände, die er küßte. Als sie ihn in einem hellen Civilanzug sah, fragte sie: „Sie haben heute Ihre Uniform abgelegt?“

„Sollten Sie vergessen haben, daß Sie mir das Versprechen abnahmen, bei meiner Rückkehr zu quittieren?

Meine Entlassung ist mir heute früh zugegangen, und ich erfülle somit getreulich, was Sie von mir verlangten."

Sie schaute bei diesen Worten etwas beunruhigt zu ihm auf; doch seine Züge waren heiter. Wie gern hätte sie in dem Herzen ihres Verlobten gelesen, um sich zu überzeugen, daß er keinen Zweifel an ihrer Schuldlosigkeit hegte.

Sie begann von neuem.

„Wenn ich gestern recht gehört habe, wünscht Therese Sie zu sprechen?"

Raimond runzelte die Brauen und erwiderte verlegen: „Ja, sie bat mich um eine Unterredung unter vier Augen. Sie wissen, daß ich sie sehr lieb habe, und zwar schon seit langen Jahren. Wahrscheinlich will sie mich über etwas um Rat fragen."

„Therese verdient es auch, daß Sie sie lieb haben," meinte Lydia mit einer Engelsmiene. „Sie ist so gut und reizend. . . . Seitdem ich sie kenne, habe ich bei ihr auch noch nicht einmal einen schlimmen Gedanken entdecken können. Ich habe sie wirklich auch von Herzen lieb."

Raimond warf einen gerührten Blick auf seine Braut. Es war ihm, als ob ein Engel für die Schuldige Fürsprache einlege, und als ob Therese, durch Lydia verteidigt, unantastbar würde.

„Was sie Ihnen auch sagen mag, glauben Sie ihr," fügte Fräulein de Saint-Maurice kühn hinzu, „und was sie auch von Ihnen verlangen wird, gewähren Sie es ihr. Bei ihr kann es sich nur um gute und edle Dinge handeln, sonst wäre sie nicht mehr sie selbst."

„Ach Lydia, Sie haben doch das beste und zärtlichste Herz von der Welt."

Lydia dachte für sich: „So, jetzt sage ihm einmal Schlechtes über mich, mein liebes Thereschen; da wirst du

nett bei ihm ankommen. Er wird deine Empfindungen mit den meinen vergleichen, und ich werde nicht gerade den Kürzern dabei ziehen."

Im selben Moment trat Therese aus dem Hause in den Garten, und Lydia löste ihren Arm aus dem Raimonds, nachdem sie ihn noch zuvor leicht an sich gedrückt hatte.

„Ich lasse Sie jetzt allein mit ihr," sagte sie. „Schenken Sie ihren Bitten dasselbe Gehör, als ob ich sie an Sie richtete ... wollen Sie mir das versprechen?"

Ihre schönen Augen blickten so offen und treuherzig, mit einem so flehenden Ausdruck zu ihm auf, daß er sein Seelenheil dafür hingegeben hätte, immer so angeschaut zu werden. Er neigte sich über ihre Hand, die sie wie bittend zu ihm erhoben hatte, und sah dann, immer aufs neue von ihrer Schönheit berauscht, der schlanken Gestalt seiner Angebeteten nach. Er kam erst wieder zu sich selbst, als er Thereses Stimme vernahm: „Lieber Raimond, ich muß leider noch einmal ein schmerzliches Thema berühren. Wollen Sie mich ohne Voreingenommenheit anhören?"

„Gewiß," erwiderte Ploërné. „Aber ist es denn auch nötig?"

„Ja, unumgänglich nötig," sagte das junge Mädchen mit größter Bestimmtheit. „Ich kann es nicht ertragen, daß Sie schlecht von mir denken. Seitdem sich Ihre Augen verlegen von mir abwenden, lebe ich nicht mehr. ... Ich muß Ihr Vertrauen, Ihre Achtung wiedergewinnen. ... Ich bin seit zwei Tagen zu elend ... ich halte das nicht mehr lange aus. ..."

Allmählich hatte sie lebhafter gesprochen. Ihre Wangen brannten und in ihren Augen leuchtete es auf. Die letzten Worte kamen zitternd vor Erregung und halb erstickt aus ihrem Munde hervor, während sie in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Sei vernünftig, Therese," entgegnete Ploërné mild. „Ich habe dir ja keinen Vorwurf gemacht. ... Meine Freundschaft für dich ist dieselbe geblieben. ... Ich bedaure dich aufrichtig. ... Meine Verlegenheit, wenn ich dich ansah, entsprang der Furcht, du möchtest dich durch mich geniert fühlen ... ich habe nicht das geringste gegen dich und fühle mich nicht dazu berufen, mich zu deinem Richter aufzuwerfen. Vor allem ist meine Zuneigung zu dir eine zu alt eingewurzelte und spricht zu sehr zu deinen Gunsten. ... Ich weiß nur von Nachsicht und Mitleid für dich."

„Nachsicht! Mitleid!" schluchzte Therese. „Ist es denn möglich, daß ich solche Worte von Ihnen hören muß ... Das also sind die Gefühle, die ich Ihnen einflöße. ... Ich muß sogar froh sein, wenn Sie mich nicht verachten ... das ist noch gut von Ihnen, und jeder andre würde strenger urteilen. ... Und doch kann ich nicht auf Ihre ehemaligen Empfindungen für mich verzichten; ich muß mich verteidigen, muß mich rechtfertigen."

„So verteidige dich, armes Kind," erwiderte Ploërné. „Was aber deine Rechtfertigung anbelangt ... da fürchte ich leider ..."

Therese erhob verzweifelt die Hände.

„Wenn ich Ihnen aber schwüre, daß ich nicht schuldig bin, daß ich keinen Fehltritt begangen habe?"

„Schwöre nicht, Therese. Wenn ich dir zu deiner Beruhigung sagen soll, daß ich dir auch so glaube, so sage ich es hiermit."

„Nein, nein! Sie werden doch nicht überzeugt sein ... Sie sprechen nur so aus Mitleid, um mich nicht zum äußersten zu treiben. ... Das nützt mir nichts. ... Ich muß Sie überzeugen können, muß Ihnen die aufrichtige Versicherung entreißen können, daß Sie meinen Beweisen Glauben schenken."

„Deinen Beweisen?“ sagte Ploërné ernst. „Was sind sie, mit den meinen verglichen, noch wert? Was wird aus deinen Behauptungen, selbst aus deinen Schwüren, wenn ich sie mit den bestehenden Thatsachen in die Wagschale werfe? Wirst du die Wahrheit ableugnen wollen?“

Er faßte sie am Arm, und indem er auf die von Jasmin und Winden überhangene Terrasse deutete, fragte er: „Bin ich nicht dort an Stelle des Erwarteten zum Rendezvous gekommen? Warst du etwa nicht dort? . . . So sprich doch!“

Der Eigensinn, mit dem sie darauf beharrte, sich rechtfertigen zu wollen, hatte ihn ärgerlich gemacht. Er drückte die Finger des jungen Mädchens rauh zwischen den seinen und zum erstenmal schaute er ihr mit einem harten Ausdruck in seinen sonst so milden Zügen ins Gesicht. Sie stand mit gesenktem Kopfe und geschlossenen Augenlidern vor ihm, als wolle sie nichts mehr sehen noch hören, zurückschreckend vor dem, was sie hätte sagen können und außer sich darüber, daß sie schweigen mußte. Er ließ ihre Hand los, und in einem Tone, der ruhiger, aber etwas verächtlich klang, sagte er: „Du kannst mir darauf nicht antworten! Du mußt mir einräumen, daß ich recht habe. Die Wahrheit dringt trotz allem durch. Laß jetzt endlich deinen Widerstand und nimm die Folgen deines Handelns in würdiger Weise auf dich. Wenn du dies thust, kannst du jederzeit auf die Sympathie und die Unterstützung deiner Umgebung rechnen.“

Therese schlug plötzlich ihren Blick voll zu ihm auf und warf den Kopf zurück. Ploërnés Erregung hatte ihr die Fassung nicht geraubt, aber die Geringschätzung, mit der er jetzt sprach, brachte sie um alle Selbstbeherrschung: „Als Sie mich bei jenem Rendezvous trafen,“ rief sie, „wer sagte Ihnen da, daß ich meinethalben kam?“

Kaum waren diese Worte ihrem Munde entflohen, als sie deren schreckliche Tragweite faßte. Raimond war sehr blaß geworden. Er sah Therese mit einer Strenge an, die er nicht mehr zu mildern versuchte.

„Jetzt greifst du zur Anklage, um dich für unschuldig auszugeben. Wenn du nicht deinethalben kamst, für wen denn also?“

„Bin ich die einzige im Hause?“ stammelte sie. „Wohnen keine andern weiblichen Wesen außer mir hier? . . . Konnte ich nicht die Absicht haben, eine unsrer Dienerinnen zu überraschen. . . . Kurz, ist nicht alles eher anzunehmen, als die schreckliche Beschuldigung, mit der Sie mich belasten?“

Ploërnés Lippen zitterten so, daß er die Worte kaum zu formen vermochte.

„Gib dir keine Mühe, mich irre zu leiten. Es handelt sich hier nicht um Dienstboten. Dein Schreck, als du mich erblicktest, dein Flehen, dein Geständnis . . . denn du hast gestanden, bitte, vergiß das nicht . . . alles bewies mir, daß deine Lage eine außergewöhnliche und gefährliche sein mußte. In diesem Hause gab es nur zwei Personen, auf die der Verdacht fallen konnte, auf Lydia oder dich. . . . O, ich habe es dir klar genug auseinandergesetzt, ich wiederhole es und will diesmal keine Ausflüchte. . . . Wenn du unschuldig zu sein behauptest, so bedeutet das, daß du Lydia anklagst . . . die eine oder andre von euch muß es sein. . . . Du oder sie . . . antworte! Du bist fromm und gläubig. . . . Vor Gott . . . antworte! Ist sie es?“

Er war so schrecklich in seiner Herzensangst und Wut, daß sich Therese vor ihm fürchtete.

„Nein, sie nicht!“ schrie sie auf.

„Was willst du mich also glauben machen?“

Sie rang die Hände in ihrer Verzweiflung.

„Ich kann mich aber doch nicht anklagen, wenn ich

nichts Böses gethan habe. Nichts! Ich schwöre es Ihnen.... Nichts!... Außer vielleicht, daß ich zu sehr geliebt habe!"

Rauh fragte er: „Wen?"

Sie schüttelte in tiefem Schmerz den Kopf. Konnte sie es ihm gestehen, und noch dazu in der Stunde, wo er sie so quälte, und wo sie um ihrer Liebe willen und für ihn diese Marter auf sich nahm.

Sie erwiderte: „O, Sie werden es nie erfahren, wie ungerecht Sie gegen mich sind, und wie unglücklich ich bin!... Ich versichre Sie, daß ich unschuldig bin.... Können Sie mir denn nicht glauben? Ich habe doch nie in meinem Leben gelogen!"

„So begreife doch endlich," sagte er, außer sich vor Erregung, „daß es keinen andern Ausweg gibt: du bist schuldig oder Lydia. Wenn ich dir glaube, muß ich sie verdammen."

Und mit einer drohenden Gebärde fuhr er fort: „Ich habe es endlich satt! Habt ihr mich beide getäuscht? Befinde ich mich seit meiner Rückkehr in einem Irrtum? Habt ihr mit meinen Gefühlen, meinen Hoffnungen und meinem Vertrauen gespielt?... O, wenn dem so wäre.... Aber wir werden jetzt miteinander ins reine kommen!"

Und mit lauter, befehlender Stimme, gleichgültig, ob ihn Madame de Saint-Maurice hörte oder nicht, rief er: „Lydia! Lydia! Kommen Sie einmal herunter!"

„Was wollen Sie thun?" fragte Therese erregt.

„Euch einander gegenüberstellen und euch zwingen, mir die Wahrheit zu sagen."

„O, nein, nur das nicht!" bat das junge Mädchen.

„Warum nicht?" erwiderte er rauh. „Es sind jetzt genug der Ausflüchte und Lügen! Ich werde doch endlich erfahren, was ich wissen will.... Und dann mache niemand außer dir selbst für das, was daraus erfolgt, verantwortlich!"

Nun kam Lydia in den Garten herab und näherte sich ihnen mit harmloser, heiterer Miene und in ruhiger Haltung. Auf Thereses Zügen malte sich dagegen die furchtbarste Verzweiflung. Sollte sie die Kreolin unwiderruflich ins Verderben stürzen? Sie schaute nach Raimond hin. Er war blaß wie der Tod, seine Hände zitterten und in nicht mehr zu verhaltender Ungeduld stampfte er mit dem Fuße auf. Therese that ein paar Schritte auf ihn zu und streckte ihre wie zum Gebet gefalteten Hände flehend zu ihm empor.

„Du fängst an Angst zu bekommen?“ sagte er mit einem furchtbaren Lachen.

O ja! Sie hatte Angst, bis ins Innerste ihres wie zu Eis erstarrten Herzens hinein, denn sie hielt Ploërné in diesem Moment jeder That für fähig. Aus seinen Augen drohte Mord. Sie faßte ihn am Arme und rief: „Schicken Sie Lydia fort. ... Führen Sie Ihre Braut hinweg ... nur daß sie ums Himmels willen nicht hierher kommt.“

„Du fürchtest wohl ihre Aussagen?“

„Ja, ich fürchte ihre Aussagen.“

„Du weißt, daß sie dich zum Geständnis bringen würde?“

„Ich glaube ... ja, ich glaube, sie würde mich zum Geständnis bringen. ... Daß ich sie nur jetzt nicht zu sehen brauche, ist alles, was ich verlange.“

„Also hast du mich doch zu täuschen gesucht?“

„Ja, ich habe Sie immer nur zu täuschen gesucht.“

Er warf einen traurigen Blick auf sie, dann sagte er wie in einer Aufwallung seiner alten Zuneigung: „Ich verzeihe dir.“

Sie wollte nach seiner Hand fassen; er aber wies sie sanft zurück, und indem er Lydia, die nur noch wenige Schritte entfernt war, entgegenging, ließ er Therese, unter der Last

ihres harten Martyriums halb zusammenbrechend, zurück. Fräulein de Saint-Maurice fragte ihren Bräutigam, laut genug, um gehört zu werden: „Seid ihr mit eurer Unterredung zu Ende? Was habt ihr denn so Ernstes zu besprechen? Seid ihr einig geworden?“

Raimond zog ihren Arm in den seinen und erwiderte: „Wir haben uns geeinigt. Es war nichts!“

Nichts war es! Die Thränen brannten Therese wie Feuer in den müden Augen. Sie sank auf eine Steinbank, und nach den beiden vergeblichen Versuchen, dieses „nichts“, das ihr Glück und Raimonds Zukunft bedeutete, zu retten, wandte sie ihre Gedanken himmelwärts und fügte sich demütig in ihre Leiden.

Sie kam den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein, und am Abend erzählte Madame de Saint-Maurice, kurz ehe sie sich zu Tisch begaben: „Ich hatte eben eine ganz seltsame Unterhaltung mit Therese. Sie suchte mich in meinem Zimmer auf und teilte mir mit, daß sie alte Pläne, über die sie früher schon mit Ihnen, lieber Raimond, gesprochen habe, wieder aufzunehmen im Sinn habe, und daß sie nach Paris gehen wolle, um dort in ein Kloster zu treten.“

Auf diese Worte folgte tiefes Schweigen. Raimond kehrte der Tag ins Gedächtnis zurück, wo er im Garten der Avenue Hoche Therese nach dem Tode ihrer Mutter von der Absicht in ein Kloster zu gehen, abgebracht hatte. Er sah das junge Mädchen im Geiste wieder vor sich, wie sie ihm ihre Ahnungen bei dem Gedanken an die bevorstehende Ankunft ihrer Tante und Lydias beichtete. Er hörte sie wieder mit ihrer treuherzigen Stimme und ihrem offenen, fast kindlichen Wesen sprechen, und das Herz zog sich ihm krampfhaft zusammen. Er dachte an die Thränen, die sie am Morgen bei ihren Behauptungen, bei

ihren Beteuerungen vergossen hatte, und nochmals stieg leise ein Verdacht in ihm auf, unter dem er vor Pein erbebte. Er erhob die Augen zu Lydia; doch sie saß strahlend vor ihm, jungfräulich und anbetungswürdig. Da verflogen seine Befürchtungen und er war wieder ganz Liebe.

„So, sie will ins Kloster?“ sagte da Fräulein de Saint-Maurice ruhig. „Ich glaube, sie thut recht daran; sie hat den Beruf dazu.“

„Möglich,“ entgegnete ihre Mutter; „aber traurig ist es doch.“

Und da der Diener eben die Thüre zum Speisesaal öffnete, fügte sie hinzu: „Kinder, kommt zum Essen.“

Ende des ersten Bandes.

Ohnet, Georges,

Im Schuldbuch des Hasses Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von C. Wulkow

Bd.: 1

1892

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11640445-0